

Joachim Brech

Architektonische Gestaltung und soziales Zusammenleben

**Expertise im Auftrag des Expertenforums im Projekt „Zuwanderer in der Stadt“
Juli 2004**

Inhalt

Vorbemerkung zur Vorgehensweise

Intermediäre Betrachtungen über Architektur und soziales Zusammenleben

1. Wirkungen städtebaulicher und architektonischer Entwurfselemente auf das soziale Zusammenleben

Desintegration durch Selektieren von Bedürfnissen: die „...freundliche“ und „...gerechte“ Architektur

Integration durch Anpassung an die Standards des Erfolgreichen: das Dekorieren der Gebäude

Ausgrenzung: Identifizierbarkeit des Milieus durch bestimmte Bauweisen

Desintegration durch Identifizierbarkeit: Die Satellitenantenne als Metapher

Die Adresse als Identifikationskennzeichen: Rosa Luxemburg-Straße oder Waldpromenade? Parkstadt oder Karl Marx-Hof?

Diskriminierung: „Sozialgeruch“

Desintegration: zu wenig Privatheit

Integration durch geordnete Wohnverhältnisse: Indikatoren Sauberkeit, Ruhe und Ordnung

Identifikationsstiftung durch Einzigartigkeit und moderne Technologien: Licht, Farbe, Kunst; Markenprodukte, Öko-Komponenten

Integration: für „Gerechtigkeit“ sorgen

Integration durch Begegnungen der „zufälligen“ Art: über die Erschließung von Gebäuden und die Zuordnung von Gemeinschaftseinrichtungen

Integration: der Schrebergarten

Integration durch Abgrenzung: innen und außen; die Übergänge zwischen öffentlichem und privatem Raum

Identifikation: der Hauseingang

2. Kategorien der Identifikation und Integration

Orientierung nach oben

Bewahren und Überliefern von Tradition

Gewohnheiten pflegen können

Unter sich sein wollen

Gesehen werden wollen

Stolz sein wollen

Verantwortlichsein

Anerkennung, etwas Eigenes schaffen wollen

Respektiert sein wollen

3. Schlussfolgerungen: Handlungsansätze für Integration und Identifikation beim Wohnen

Der instrumentelle Ansatz

Der strukturelle Ansatz

Die Fragestellung der Expertise:

- “Welche Auswirkungen haben unterschiedliche architektonische und städtebauliche **Gestaltungsweisen** und Elemente auf das **soziale Zusammenleben**?”
- “Welche Architektur und welche städtebaulichen Merkmale stützen die **Identifikation** mit dem Wohnort und befördern die **Integration** unterschiedlicher Bewohnergruppen, besonders von Zuwanderern?”

Eine Anmerkung ist voranzustellen:

Eine von der Schader-Stiftung in Auftrag gegebene Expertise beschäftigt sich mit der Frage nach den Auswirkungen unterschiedlicher räumlicher Verhältnisse auf den Integrationsverlauf von Migranten. Vergleichend werden periphere Großwohnanlagen, kernstädtische Altbaubestände und verstreute Bestände privater Vermieter untersucht.

In dieser Expertise über die Wirkungen architektonischer und städtebaulicher Gestaltung scheint aber eine Beschränkung auf den Siedlungstypus ”Wohnanlagen” von Wohnungsunternehmen und Genossenschaften aus pragmatischen Gründen notwendig und auch sinnvoll, weil auch Handlungsmöglichkeiten erörtert werden. Denn hier bestehen – anders als bei gründerzeitlichen Stadtteilen oder Beständen privater Vermieter – auch Interventionsmöglichkeiten.

Zur Vorgehensweise

Dass die Gestaltung eines Hauses und eines Wohngebiets sich auf die Art und Weise des sozialen Zusammenlebens der hier lebenden Menschen auswirkt, ist nahe liegend und wird von Architekten, Stadtplanern und Entscheidungsträgern der Wohnungswirtschaft immer wieder betont.

Ebenso befassen sich mit dem Thema seit langem viele wissenschaftlichen Disziplinen: Architekturtheorie, Anthropologie, empirische Kulturwissenschaft, ökologische Psychologie, Umweltpsychologie, Soziologie, Wohnpsychologie, Kommunikationswissenschaft usw. Diese arbeiten oft mit einem komplizierten Theoriegerüst und aufwändigen Methoden. Antworten auf die gestellten Fragen werden aber nur in einer sehr allgemeinen Weise gegeben.

Ein Ansatz der Psychologie ist z.B. die Behavior Setting-Analyse. Es wird versucht, den wechselwirkenden Zusammenhang zwischen Architektur bzw. Raum und sozialem Verhalten

mittels quantitativer empirischer Erhebungen darzustellen. Es soll zum Beispiel herausgefunden werden, wie der Raum wirkt als Stimulans für Drogenkonsum; oder wie Kaufhauskunden sich bewegen. Die Methode besteht darin, zu bestimmten Tageszeiten das Verhalten von Menschen in bestimmten Räumen genau zu dokumentieren. Man registriert etwa akribisch, wann wie viele Jugendliche sich an einem Ort treffen, was sie in welcher Choreographie da tun. Auf diese Weise kann man in einem Wohngebiet Dutzende von so genannten Settings identifizieren und dann natürlich fragen, weshalb sich die einzelnen sozialen Gruppen hier und nicht wo anders treffen. Gekoppelt mit Interviews werden dann bestimmte Erkenntnisse gewonnen zum Verhältnis von Raum und Verhalten, aus denen praktische Ratschläge für die Planung gegeben werden sollen. Ob solche Analysen tatsächlich den konkreten Nutzen für die Praxis erbringen, mag an dieser Stelle bezweifelt werden. Aufgrund eigener teilnehmender Beobachtung kann behauptet werden, dass der Aufwand zu groß ist, das Setting schneller verschwunden ist als die Auswertungsergebnisse vorliegen, die Zahl der Parameter viel zu groß ist, ja explosiv anwachsend, je länger geforscht wird. Es gelingt letztlich nicht, die komplexen Wirkungszusammenhänge zwischen gestaltetem Raum und sozialem Verhalten operational so aufzuschlüsseln, dass die gewonnen Erkenntnisse für das Handeln geeignet wären.

Aufschlussreicher – und mitunter sogar praxisnäher – sind anthropologische und philosophische Darstellungen tief liegender Bedürfnisse wie etwa sesshaft sein wollen oder in Clans leben wollen, die die Moderne glaubte mit Vernunft steuern zu können, aber angesichts der Archaik dieser Bedürfnisse nicht reüssierte. Einen Gedanken erweiternden Beitrag bieten phänomenologische Untersuchungen, wie z.B. Gaston Bachelard in dem Buch "Poetik des Raums" (1992) oder Franz Xaver Bayers Buch "Der Raum – Prolegomena zu einer Architektur des gelebten Raums" (1996).

Auf der anderen Seite, der Seite der Handelnden – Architekten, Landschaftsarchitekten und Stadtplaner, Geschäftsführer von Wohnungsunternehmen –, werden täglich Entscheidungen über städtebauliche und architektonische Projekte getroffen. Es ist das Anliegen aller, das ihre zu tun, um für das Zusammenleben "optimale" Voraussetzungen zu schaffen. Das ist gewissermaßen eine berufsethische Selbstverständlichkeit. Diese Entscheidungen beruhen im wesentlichen auf Erfahrungswissen, künstlerischer Intuition oder sozialem Engagement. Es gehört zum Erfahrungswissen von Architekten, wie die Gestaltung ihrer Entwürfe sich auf die Menschen und ihr Zusammenleben auswirkt. Die meisten Architekten wenden ihr Wissen eher intuitiv als analytisch an. Manche Architekten versuchen, Elemente zu selektieren und in Form von Gestaltungskatalogen zu beschreiben. Die Analyse und die Bewertung der Entwurfselemente besteht in anschaulicher Bilddokumentation, die Beschreibung erfolgt aber in eher unscharfen Kategorien. Man möchte "Atmosphäre schaffen", "sinnvoll ordnen", "Sinn

stiften". Was hierunter zu verstehen ist, ist teils zeitbedingt, berufsorientiert und abhängig vom individuellen Streben des Architekten oder der Entscheidungsträger in den Unternehmen. Es gibt auch große Unterschiede in der Einschätzung des Architekturschaffens und der gesellschaftlichen Rolle des Architekten. Teils sehen sich Architekten als Meister der Form, teils sehen sie sich als Partner in einem Dialog. Teils sehen sich die Unternehmen als Träger sozialer Verantwortung, teils als Anbieter eines Produkts am Markt.

Fragt man präziser, welche Konfigurationen, welche Ausformungen, welche Elemente, welche Farben, welche Materialien im einzelnen welche Wirkungen auf das soziale Zusammenleben hervorrufen, dann bleiben die Antworten sehr vage, wird auf positive Erfahrungen hingewiesen oder auf gute Beispiele. Der Beweis, dass Gestaltung durchaus unmittelbare Wirkungen auf Verhaltensweisen und Handeln hat, wird auch mit negativen Beispielen erbracht, mit offensichtlich misslungener Gestaltung, die destruktives Verhalten, Vandalismus, Gewalt provoziert, zwar nicht ursächlich, aber doch fördernd. Die Wirkungen von Architektur auf das soziale Zusammenleben entfalten sich nur im Zusammenhang mit anderen Faktoren. Eine direkte Kausalität zwischen Gestalt und Verhaltensweise kann nicht nachgewiesen werden. Aber es kommt doch eins zum andern. Ein Hochhaus zum Beispiel ist per se nicht ungeeignet zum Wohnen, selbst für Familien mit Kindern. Erst wenn bestimmte Faktoren wie Arbeitslosigkeit, eine sehr hohe Kinderzahl, die Einweisung von Menschen mit psychischen Problemen usw. hinzukommen, ist ein Wohnhochhaus sicherlich keine geeignete Gebäudeform. Aber auch in einem viergeschossigen Zeilenbau würden sich die gleichen Probleme ergeben. Wenn die Menschen existentielle Sorgen haben, dann haben sie dieses Problem in jeder Wohnform.

Wir befinden uns also bei der Frage nach den Wirkungen von architektonischer und städtebaulicher Gestaltung auf einem schwankenden Boden.

Diese Expertise geht deshalb den Weg einer "intermediären" Annäherung an die gestellten Fragen. Intermediarität heißt: Brückenschlag zwischen Disziplinen und Handlungsebenen und -bereichen. Widersprüche bleiben stehen.

Die intermediäre Betrachtung stützt sich sowohl auf wissenschaftliche Forschung als auch auf Planungspraxis.

Methodisch besteht die Vorgehensweise darin, Beobachtetes nach bestimmten Themen zu strukturieren und entlang von Thesen zu erörtern. Es werden Elemente herausgefiltert, die dazu führen:

- dass Identifikation gestiftet wird
- dass Integration gefördert wird

bzw.

- dass Identifikation behindert wird,
- dass Desintegration die Folge sein kann.

1. Wirkungen städtebaulicher und architektonische Entwurfselemente auf das soziale Zusammenleben

Desintegration durch Selektieren von Bedürfnissen: die „...freundliche“ und „...gerechte“ Architektur

Man könnte annehmen, dass soziales Zusammenleben, Integration und Identifikation besser gelingen, wenn bei der Gestaltung der Wohnanlagen die Bedürfnisse einzelner sozialer Gruppen, also auch von Migranten, explizit berücksichtigt werden. Dazu werden Frauenbeauftragte, Kinderschutzbund oder Ausländerbeiräte zu Planungen befragt oder es werden Spezialgutachten über Wohnbedürfnisse in Auftrag gegeben.

Da dem Zusammenhang zwischen architektonischer und städtebaulicher Gestaltungsweise und sozialem Zusammenleben ein großes Gewicht beigemessen wird, wurde in den 80er- und 90er-Jahren im Zusammenhang mit partikularen sozialen Bewegungen gefordert, für einzelne soziale Gruppen spezifische Wohn- und auch Architekturformen zu entwickeln. Mit der Selektion schienen Bedürfnisse konkreter zu erfüllen zu sein als mit einer Architektur, die es allen recht machen wollte. Wohnungen sollten „altengerecht“, „frauengerecht“, „kinderfreundlich“ sein. Die stärkste Lobby hatten die Alten. Als Muster dienten die Projekte der Wohngruppen, bei denen die Bewohner mit planen konnten und wo manchmal in der Tat eine Ästhetik der „partizipatorischen Architektur“ entstanden ist. Soziales Zusammenleben begann hier mit der Planung. Von einigen engagierten Planern wurden dann später auch die Migranten als Gruppe mit speziellen Bedürfnissen beim Wohnen identifiziert.

Was hat diese Selektion bewirkt?

Für die Älteren und Behinderten konnten aufgrund der konkreten körperlichen und geistigen Einschränkungen auch konkrete Anforderungen an die Grundrissgestaltung, die nahen Freiräume und die Hauszugänge formuliert werden, die in eine DIN einmündeten. Die haptischen

und visuellen Eigenschaften von Material sind bei Wohnungen für Alte und bei Heimen zu einer Spezialdisziplin mit praktikablen Ergebnissen geworden. Schwieriger schon war es, "altengerechte" Gestaltungsmerkmale für den Außenbereich und das Wohnquartier zu beschreiben. Mancher der artifiziellen Vorschläge, die zu diesem Thema zum Beispiel in dem Forschungsfeld des Experimentellen Wohnungs- und Städtebaus "Ältere Menschen und ihr Wohnquartier" gemacht wurden, hat gezeigt, dass eine "altengerechte" Wohnumgebung praktisch nicht herzustellen ist und dass das gar nicht wünschenswert sein kann selbst aus der Sicht der Älteren, weil sie nämlich buchstäblich auf Schritt und Tritt mit ihrem Altsein konfrontiert würden.

Die feministische Bewegung forderte in vielen Professionen die Berücksichtigung von Fraueninteressen. Da der Bewegung natürlich auch Architektinnen angehörten, wurde die "frauen-gerechte" Architektur propagiert. Architektinnen wurden mit der Planung von Wohnhäusern für Frauen beauftragt. Seitens des Staates wurden Preise für herausragende frauengerechte Architektur verliehen. Heute ist das Interesse an der Thematik, wie es scheint, abgeklungen. Hauptsächlich mag das daran liegen, dass neue Generationen die Errungenschaften ihrer Mütter als selbstverständlich ansehen und nicht mehr darum kämpfen müssen. Manche Empfehlungen sind sicherlich in den Kanon der Wohnbauarchitektur eingeflossen, im Prinzip aber lässt sich keine frauenspezifische Architektur definieren.

Es gibt sogar Argumente aus der Frauenbewegung selbst gegen spezielle Architekturformen für Frauen. In Hamburg, wo mehrere Frauenwohnprojekte gebaut wurden, haben Architektinnen und Baufrauen darauf geachtet, dass ihr Haus sich vom Äußeren her nicht vom üblichen Wohnbau unterscheidet. Die Frauen wollten nicht auffallen. Auch die Grundrisse und die Hauserschließung weichen im wesentlichen nicht von der Norm ab, obgleich die Nutzerinnen bei der Planung mitgewirkt haben.

Der Deutsche Kinderschutzbund hat sich in den 80er-Jahren für eine kinderfreundliche Architektur eingesetzt. Die Forderungspalette liest sich wie eine Checkliste zur Überprüfung eines Architekturentwurfs. Im Vordergrund stehen Sicherheit, phantasievolle Spielangebote, gute Umweltbedingungen. Die damaligen Forderungen sind heute Selbstverständlichkeit im Kanon guter Wohnbauarchitektur.

Im Grunde ist das Ansinnen, spezielle Bedürfnisse zu ermitteln, die Architektur beachten soll, nur beim kinder- oder familienfreundlichen Bauen gelungen, weil hier die Kriterien relativ pragmatisch und die Indikatoren eindeutig und unumstritten sind (zum Beispiel: "Zahl der Unfälle mit Kindern") und weil es sich um eine sehr große und auch heterogene Gruppe han-

delt. Beim Wohnen Älterer liefern physiologische Zustände eindeutige Kriterien (Rollstuhl). Doch schon bei den psychologischen Anforderungen werden, vor allem was Demenz angeht, die Kriterien recht weich.

”Migrantengerechte” Architektur

Migranten sind eine Zielgruppe der Sozialplanung bzw. des Quartiersmanagements. Auch Architekten und einige Wohnungsunternehmen haben den Versuch unternommen, nach speziellen Wohnformen für diese Gruppe zu suchen, wobei sich sofort gezeigt hat, dass es den typischen Migranten so wenig gibt wie die Frau oder den Alten. Die bei manchen Projekten unternommenen Ansätze, ”migrantenspezifische” Architekturelemente ausfindig machen zu wollen, führten in eine Falle. Z.B. wurde für die Wohnanlage ”Internationales Wohnen Habitat” am Kronsberg in Hannover in einer Vorstudie recherchiert, welche ethnischen Anforderungen bei der Planung zu beachten seien - ohne wesentliche Erkenntnisse.

Wahrscheinlich führt das Herausfiltern spezieller Bedürfnisse zum Gegenteil dessen, was bezweckt ist, nämlich statt zu Integration zu Diskriminierung. (Beim erwähnten Fallbeispiel Hannover wurde allen Ernstes überlegt, die Toiletten nicht so zu platzieren, dass der Benutzer sein Hinterteil gen Mekka richten müsse, angeblich sträflich für einen gläubigen Moslem.)

Es ist überaus schwer, spezifische Interessen in Architekturformen quasi zu übersetzen, und zwar so, dass das Ergebnis auch für Dritte erkennbar wäre. Denn darum geht es im Prinzip. Doch selbst wenn das gelänge, bliebe die Problematik bestehen, dass eine explizite Betonung des Speziellen, also die Abgrenzung gegenüber dem Regelwohnbau sogar zu einer Ausgrenzung dieser Gruppe führen kann. Die Wahrscheinlichkeit liegt nahe, denn es gibt ja auch den Fall, wo eine solche Abgrenzung angestrebt wird. Manche Gruppe, die sich ausdrücklich abgrenzen will, zeigt in ihren Architekturen wie das gelingen kann. Das wohl bekannteste Beispiel sind die Anthroposophen mit ihrem Steiner’schen Formen- und Farbenkanon, der in Architektur übersetzt ein Markenzeichen der anthropologischen Ideologie und für jeden sichtbar geworden ist. Auch bei Wohnhäusern wird dieser Kanon angewendet. Man sieht es gleich: hier leben Gleichgesinnte unter sich. Das gilt auch für viele Wohngruppenprojekte, deren Integrationsleistung auf eine überschaubare Gruppe beschränkt bleibt.

Integration durch Anpassung an die Standards des Erfolgreichen: das Dekorieren der Gebäude

Integration bedeutet neben anderem, sich einer gesellschaftlich anerkannten sozialen Gruppe oder einem Milieu zurechnen zu können. Hier spielen die Erscheinungsbilder und die Statussymbole, die dieses Milieu bei Kleidung, Urlaubszielen, Automarke und auch Wohnen kennzeichnet, eine große Rolle. Die Geschichte des Wohnens zeigt, wie wichtig den aufstrebenden Schichten das Erscheinungsbild ihres Wohnhauses war. Schon immer wurden deshalb Wohnhäuser mit Dekorationen ohne jeden Gebrauchswert versehen. Das gab Orientierung. Die Ausformungen zeigten, mit wem man sich auf die gleiche Stufe stellt, mit welchen Menschen man zusammenleben möchte. Beim heutigen sozialen Mietwohnungsbau fehlt solche Orientierung. Kann man heute darauf verzichten, emotionale Bedürfnisse, wie Aufgehobenseinwollen, Wohlfühlenwollen in vertrautem Milieu, Zeigenwollen, wie weit man es gebracht hat, zu beachten?

Wo die Kunden die Wahl haben, nämlich beim Wohnungs- oder Hauskauf, sollte sich am deutlichsten zeigen, worauf sie bei ihren Entscheidungen Wert legen. In erster Linie das Preis-Leistungsverhältnis, also: was kostet ein qm Wohnfläche und ist die Wohnung für die Familie einigermaßen geeignet geschnitten. Zweitens der Standort, aber schon hier kommen Neigungen und Vorlieben ins Spiel, ermöglicht durch die Mobilität.

Die Bauträgerwerbung lässt darauf schließen, dass die emotionalen Bedürfnisse die eigentlich entscheidungsleitenden sind. Wir finden in der Werbung besonders jene Bauelemente hervorgehoben, die Wärme, Wohlgefühl, Wohlhabenheit und Prestige versprechen und Anerkennung bringen, wenn man Freunde, Kollegen und Verwandte durchs Haus führt: eine Fußbodenheizung, einen wärmenden Handtuchhalter im Bad, raumhoch gefliestes Bad, ein offener Kamin, ein attraktiver Hauseingang. Es ist kaum zu glauben, dass mit derart vergleichsweise geringfügigem Zubehör eine Kaufentscheidung über mehrere hunderttausend Euro beeinflusst werden kann. Die Entscheidung der Kunden für eine Wohnung oder ein Haus ist vielleicht am wenigsten von der Einschätzung der Zweckmäßigkeit und des Nutzens bestimmt, sondern viel mehr von Träumen, Wünschen und Hoffnungen, die sich in Architekturformen verwirklichen. Über diese sind sich Anbieter von Kaufimmobilien und Nachfrager einig. Die Anbieter antizipieren die Wünsche der Kunden, ob sie richtig liegen, entscheidet der Markt. Beim Mietwohnungsbau finden wir solche Wohlfühlzugaben nur im

obersten Marktsegment, was aber nicht heißt, dass beim durchschnittlichen Mietwohnungsbau, dem "Regelwohnbau", andere Bedürfnisse gelten würden.

Man darf davon ausgehen, dass die Maßstäbe der vielen Fachleute, die am Wohnungsbau beteiligt sind, sich von denen der Kunden nicht unterscheiden, wenn es sich um Eigentumswohnungen und Eigenheime handelt. Weshalb aber wird bei den Mietwohnungen auf die Wohlfühl- und auf Statusaccessoires verzichtet? Weshalb ist hier das Zweckmäßigkeitsdenken vorherrschend? Wie kann es sein, dass die Fachleute genau zu wissen glauben, was gut, was nicht gut, was den Menschen zuträglich, was ihnen je nach ihrem Stand angemessen ist? Wie kommt es, dass bestimmte "Architektursprachen" (z.B. Großspurigkeit, siehe: Kronsberg Hannover, München Riem, München Panzerwiese) vor allem beim öffentlich geförderten Mietwohnungsbau oder beim subventionierten Eigentumswohnungsbau zu finden sind? Es liegt nahe, anzunehmen, dass es sich um persönliche Vorlieben, Urteile über die Lebensweise anderer, soziale Ideologien handelt, die überlagert werden von Ehrgeiz und Machtanspruch oder von Gedankenlosigkeit oder Trägheit.

Die These, dass die Menschen sich in einem sozialen Milieu integriert fühlen, wenn auch ihr Wohnen die speziellen äußeren Zeichen und Kodierungen, die das Milieu charakterisieren und die es hervorbringt, aufweist, bedarf sicherlich keines weiteren Belegs. Die Frage ist aber, woher kommen die Bilder und welche sollten sinnvollerweise übernommen werden?

Die Bilder sind beim Wohnungsbau der mittleren Marktsegmente oft Zitate der Gestaltung von Wohnhäusern der höheren oder höchsten Segmente oder von historischen Gebäuden. Schon 1978 haben Venturi u.a. versucht, die Zeichen in den Dekorationen zu entschlüsseln, die die Bewohner in den amerikanischen Vorstädten an ihren Häusern anbringen. Gartentore, Garagenzufahrten, Eingangstüren, Fenstergitter usw. entdeckten sie als billige Nachahmungen der Villen der Reichen. Damit grenzen sich die Bewohner gegen die unteren sozialen Schichten ab und definieren die Kodierungen ihres eigenen Milieus. Dieses Bedürfnis nach Zugehörigkeit trägt auch heutige Marketingstrategien. In Frankfurt zum Beispiel gibt es in einem Neubaugebiet ein toskanisches, ein spanisches usw. Quartier, eine absurd anmutende Geste, denn die im Grunde schlichten Reihenhäuser unterscheiden sich praktisch nur durch ihren folkloristischen Dekor.

Von solcher Ästhetik war auch der so genannte Massenwohnungsbau nicht immer verschont. Bei den gründerzeitlichen Miethäusern wurde die der Straße zugewandte Seite dekoriert nach standardisierten Mustern, die den Stadthäusern der oberen Schichten entlehnt waren. Der Reformwohnungsbau der Genossenschaften dekorierte Zufahrten und Hauseingänge ebenfalls

zum Zeichen des Stolzes der Klasse und der Abgrenzung. Das Neue Bauen der 20er-Jahre verklärte die Dekorlosigkeit zum neuen Dekor des Sozialen und des Fortschritts. Auch ein Giebeldach war hier schon Dekoration. (In Hamburg wird von einem Fall berichtet, bei dem auf einen viergeschossigen "modernen" kubischen Bau nachträglich ein Giebeldach aufgesetzt wurde, weil das den Vorstellungen der Menschen von einem Haus mehr entsprach.) Der Wohnungsbau des Wiederaufbaus verzichtete weitgehend auf Dekoration und Symbolik. Bei den Stadterweiterungen seit den 60er-Jahren bis heute wurde die städtebauliche Großform zum Symbol, obgleich nicht erst die postmoderne Periode darauf aufmerksam machte, dass in der reinen Zweckmäßigkeit ein Mangel und in der zum Symbol erhobenen Großformat ein fataler Fehler liegt.

Integration entsteht, wenn bis zu einem gewissen Grad die Formensprachen angewendet werden, die im allgemeinen Trend liegen, und die zeigen, dass man in der Gesellschaft gewissermaßen mithalten kann. Insofern könnte man sogar von einem Integrationsbedürfnis sprechen. Das Erscheinungsbild des Wohnhauses spielt dabei eine sicherlich ebenso große Rolle wie Auto und Kleidung. Eine Wohnanlage, die Integriertsein bestätigen soll, mit der sich die Bewohner identifizieren, kann deshalb weder allein nach Zweckmäßigkeitsgründen, noch nach ideologischen Zielsetzungen oder sozialpolitischen Normen gestaltet werden.

Ausgrenzung: Identifizierbarkeit des Milieus durch bestimmte Bauweisen

An der Gestaltung und Gliederung des Wohngebiets kann gesehen werden, wer hier wohnt, welches Milieu hier angesiedelt ist. Das gilt für alle Wohngebietstypen, auch für die Siedlungen und Wohnanlagen des sozialen Wohnungsbaus. Erstrebenswert sind natürlich solche Gestaltungsmerkmale, die geeignet sind, ein "positives" Licht auf das Milieu zu werfen. Beim sozialen Wohnungsbau aber galt lange Jahre der Primat des kostengünstigen Bauens. Mehr konnten die Mieter nicht zahlen, mehr konnte ihnen nicht gegeben werden. Dass dabei die Forderung, kostengünstig zu bauen, oft gar nicht eingehalten wurde, steht auf einem anderen Blatt, aber die Muster, was kostengünstig zu sein habe oder wie kostengünstige Wohnbauten auszusehen haben, setzten sich immanent durch.

Beim sozialen Mietwohnungsbau ist die städtebauliche Gliederung der Siedlungen unterschiedlich je nach dem Zeitgeist der Baukultur. Die Verführung zur Großform ist bis heute, von wenigen Ausnahmen abgesehen, groß, sie ist durch den sozialen Auftrag legitimiert. Im Einzelnen aber ist der soziale Mietwohnungsbau stereotyp, möglicherweise, weil im Hintergrund immer die Forderung nach kostengünstigem Bauen steht und weil sich der soziale Wohnungsbau vom freifinanzierten unterscheiden sollte. Wie anders ist jene Eintönigkeit zu erklären, die die meisten Wohnhäuser unschwer als Sozialwohnbauten identifizieren lässt? Die Bauproduktion jedenfalls diktiert solche Einförmigkeit nicht. Dass sich mit der Hinwendung der Wohnbauförderung zur Eigentumsförderung diese Muster jetzt auch hier finden lassen, bestätigt diese Behauptung.

Die Wohnungen in einem Haus sind meistens von gleicher Größe und gleichem Zuschnitt. Der vermeintlichen Einfachheit halber sind sie an einem effektiv erscheinenden Erschließungssystem (Spänner, Laubengang) übereinander gestapelt, Wohnraum über Wohnraum, Schlafräum über Schlafräum, Balkon neben Balkon, Bad über Bad, so dass nicht nur mehr oder weniger vorbestimmt ist, wie eine Familie sich hier einrichtet, sondern es ist – für die hier zur Diskussion stehende Frage entscheidend – auch von außen zu sehen, wie die Familie lebt: wann der Fernseher läuft, wann man schlafen geht usw. Angeblich sind es die Kosten, die zu einer solchen Baukonfiguration führen.

Die Strukturen, Materialien und Oberflächen sind ebenfalls stereotyp entsprechend dem Zeitgeist: verputzte, hell gestrichene Fassade (heute ist manchmal ein Teil der Außenwand mit Holz verschalt), kleine Schlafzimmerfenster, Balkonbrüstungen aus Sichtbeton (heute Stahlbalkone), Haustüren aus eloxiertem Aluminium (heute Kunststoff), Zugänge mit Verbundpflaster usw.

Haltbarkeit und Robustheit der Materialien sind Auswahlkriterien, die implizit jedem Betrachter verdeutlichen, dass von den Menschen, die hier leben, kein besonders sorgfältiger Umgang mit dem Haus erwartet werden kann. Jeder Hausverwalter und Hausmeister wird dies bestätigen.

Dass solche Gebäudegestaltung sich negativ und unmittelbar auf das soziale Zusammenleben auswirken, wird niemand bestreiten wollen, auch wenn der empirische Beleg praktisch nicht zu erbringen ist. Möglicherweise ist es nicht so sehr das Stereotype für sich genommen, das bestimmte Verhaltensweisen provoziert, sondern, dass sich in dieser Bauweise das Milieu, die soziale Zuordnung der hier Wohnenden auf so einfache und prägnante Weise identifizieren lässt. Insofern wirken diese städtebaulichen Konfigurationen und die Gestaltung diskriminie-

rend und sind der Integration abträglich. (Dass ähnliche städtebauliche Anordnungen und vergleichbare Gestaltung an anderem Ort, bewohnt von Menschen einer anderen sozialen Schicht, nicht diese Wirkung hervorrufen, ist kein Gegenbeweis.)

Die ständige Forderung nach kostengünstigem Bauen und die Vorstellung, nur eine bestimmte Größe und bestimmte serielle Elemente würden zu Kostengünstigkeit führen, haben zu einer stereotypen Vereinheitlichung der städtebaulichen Figur und der baulichen Formen geführt.

Doch tragen Größe und Vereinheitlichung in sich a priori den Keim des Verfalls und der Verwahrlosung, wie W.G. Sebald in dem Buch Austerlitz anschaulich ausführt. Größe und Stereotype zu pflegen ist außerdem und wider Erwarten immer teuer. Das kostengünstige erweist sich in vieler Hinsicht als sehr anfällig. Nicht nach und nach kann Instandhaltung erfolgen, sondern in qualitativen Sprüngen (Aufzüge, Fassaden, Dächer). Vereinheitlichung verführt außerdem zu Verantwortungslosigkeit, denn eigene Initiative ist gar nicht möglich. Verwahrlosung wirkt diskriminierend und Diskriminierung fördert weitere Verwahrlosung.

Desintegration durch Identifizierbarkeit: Die Satellitenantenne als Metapher

Es gibt bei den Wohnhäusern zahlreiche Elemente, die darauf hinweisen, dass hier Menschen einer Randgruppe, einer diskriminierten Gruppe, einer ethnischen Minderheit leben. Spuren von Desinvestition, Klingelleisten ohne Namen oder die Satellitenantenne, mit der die Migranten eine Verbindung zu ihrer Heimat aufrecht erhalten wollen. Wer in einem Haus mit vielen "Schüsseln" wohnt, ist ausgegrenzt.

Viele Außenantennen an einer Hausfassade, Schüsseln genannt, sind ein eindeutiges Zeichen: in diesem Haus leben Menschen der unteren Schicht, vor allem Ausländer. Sie leben hier isoliert. Je größer die Zahl der Schüsseln an Fenstern, Balkonen und Loggien desto mehr Ausländer, je höher die Schüsseldichte, desto übler die Wohnverhältnisse. Auffallend ist, dass solch Häuser vorzugsweise entlang von extrem verkehrsbelasteten Straßen zu finden sind. Es gibt selbst in kleinen Städten Häuser, die allein an den Außenantennen zu identifizieren sind. Die Antennen sind ein signifikanter Indikator im Erscheinungsbild eines Wohnhauses für schlechte enge Wohnverhältnisse. Auch einstmals gute Wohnsiedlungen sind nicht ausgenommen. Sie befinden sich im Zustand der "Restnutzungsdauer".

Das Fernsehen ist für die Migranten eine Brücke zu ihrer Heimat, ihrer Sprache und Kultur. Der Satellit ist der Brückenpfeiler. Die Heimatkanäle haben deshalb eine außerordentliche Bedeutung, nicht nur für die Flüchtlinge, die sich hier nur kurz aufhalten sollen, sondern auch für die zweite und dritte aufstiegsorientierte Zuwanderergeneration. Heimatsender sind beliebt. Der Empfang der Sender ist zwiespältig für die Integration: hier Bestärkung der Isolation, da Kulturtransfer. Einerseits ist es selbstverständlich, dass die Migranten über dieses Medium mit ihrem Herkunftsland verbunden bleiben wollen, dass sie direkt über die dortigen Ereignisse informiert werden wollen. Andererseits verleitet das heimat Sprachliche Fernsehen die Einwanderer dazu, der Einfachheit halber nur noch dieses anzuschalten. Dann fehlen den Migranten die Informationen des neuen Landes. Aus Stadtteilen oder größeren Wohnanlagen, wo Zuwanderer mehrheitlich aus einem einzigen Land segregiert wohnen, wird vor allem von den Schulen und den Kindergärten berichtet, dass das Konsumieren der Heimatkanäle für die Mütter und die Kinder der Zuwanderer fatale Folgen zeitige (Barbara John, bis vor kurzem Ausländerbeauftragte von Berlin). Das Fernsehgerät ist Mittelpunkt in der Wohnung, läuft den ganzen Tag über, und die Frauen, Kinder und Jugendlichen konsumieren die Heimatsender pausenlos. Immer weniger Frauen und Kinder verstehen oder sprechen deutsch. Es beginnt eine Spirale der Selbstausgrenzung und der Desintegration. Für die Frauen gibt es keinen Grund Deutsch zu lernen, denn auch außerhalb des Hauses kommen sie mit ihrer Muttersprache gut zurecht: Die Geschäftsbesitzer sind Landsleute, bei den Behörden gibt es Dolmetscher, und zum Frauenarzt begleitet sie der Mann. Die Männer sind berufstätig und lernen dadurch die neue Sprache.

Dieser ganze soziale Kosmos ist erkennbar an den Satellitenantennen. Sie wirken desintegrierend.

Es wäre sinnvoll, die Wohnanlagen hinsichtlich der Zeichen zu überprüfen, die als diskriminierend empfunden werden können, denn Diskriminierung bedeutet Desintegration und Rückzug in Formen des sozialen Zusammenlebens, die den europäischen Kulturnormen entgegenstehen.

Die Adresse als Identifikationskennzeichen: Rosa Luxemburg-Straße oder Waldpromenade? Parkstadt oder Karl Marx-Hof?

Die "Adresse" ist ein zentrales Kennzeichen zur Identifizierung der Qualität eines Wohngebiets. Das weiß jeder Bauträger. Aber viele Wohnsiedlungen tragen Namensbezeichnungen oder ihre Straßen haben Namen, mit denen

aus heutiger Sicht negative Assoziationen geweckt werden. Die Schilder und Plaketten sind zudem auch sichtbare Zeichen im öffentlichen Raum und an den Hauswänden. Das Straßenschild – ein Wort, darunter oft eine kurze erklärende Notiz: Ludwig van Beethoven-Straße; deutscher Komponist 18. Jahrh. – ist Teil des Umweltarrangements.

Es gibt Straßen, Wege, Gassen, Ringe, Ufer, Promenaden, Plätze und Alleen. Davor gesetzt sind die Namen von Politikern, Generälen und Freiheitskämpfern, Komponisten, Malern und Schriftstellern, Erfindern, Forschern und Ärzten, Tieren und Pflanzen, Städten, Regionen und Ländern. Eine Umfrage ob man lieber in der Waldpromenade oder am Rosa Luxemburg-Ring wohnen möchte, dürfte sich erübrigen.

Wohnanlagen erhalten seit jeher Namensbezeichnungen: Karl Marx-Hof, Wohnhof Freie Scholle, Heimatsiedlung; oder: Villenkolonie, Hansaviertel, Parkstadt, Wohnpark, Wohnoase. Das ist die Adresse, die tausendfach anzugeben ist, in der Schule, im Kindergarten, bei Post, Bank, Arbeitgeber, Freunden und Verwandten.

In den Stadterweiterungsgebieten der 60er-Jahre wurde bevorzugt auf Namen der Arbeiterbewegung zurückgegriffen, in der Bundesrepublik Deutschland ebenso wie in der DDR. Dann kamen auch Frauen zu später Ehrung. Die Straßen und Wege der Arrondierungen mit schlichten Siedlerhäusern erhielten Namen aus dem heimischen Tier- und Pflanzenreich. Wohnten Vertriebene in einer Siedlung, dann waren zum Beispiel sudetendeutsche Städte oder Landsmannschaften namensgebend. Straßen in gehobeneren bildungsbürgerlichen Einfamilienhausansiedlungen wurden gern nach deutschen und auch ausländischen Künstlern benannt.

Es wäre empfehlenswert, die Siedlungs- und Straßennamen dahingehend zu überprüfen, ob mit ihnen aus heutiger Sicht eine soziale Identifizierung und damit möglicherweise eine Diskriminierung der hier lebenden Menschen verbunden ist. Im Zuge von Neuordnungen und Instandhaltung könnte eine neue Namensgebung erfolgen.

Diskriminierung: "Sozialgeruch"

Wir erleben unsere Umwelt nicht nur visuell, sondern auch akustisch und mit dem Geruchssinn. Über die Gerüche der Stadt und der Wohnanlagen macht man sich wenig Gedanken, obgleich jeder weiß, dass mit einem

bestimmtem Geruch bestimmte Assoziationen verbunden sind. Es gibt Wohnhäuser mit ausgesprochenem "Sozialgeruch", also einem negativen Identifikationsmerkmal und damit verbunden ist eine diskriminierende Wirkung.

Georg Simmel schreibt über den soziologischen Aspekt des Riechens: "Dass wir die Atmosphäre jemandes riechen, ist die intimste Wahrnehmung seiner Person, er dringt sozusagen in luftförmiger Gestalt in unser Innerstes ein, und es liegt auf der Hand, dass bei gesteigerter Reizbarkeit gegen Geruchseindrücke überhaupt dies zu einer Auswahl und einem Distanznehmen führen muss, das gewissermaßen eine der sinnlichen Grundlagen für die soziologische Reserve des modernen Individuums bildet". Was Simmel für den einzelnen sagt, kann auch für das Wohnen gelten.

Jede Stadt, jeder Stadtteil hat einen eigenen Geruch im Wechsel von Tag und Nacht, von Jahreszeit zu Jahreszeit, je nach Witterung. Wenn wir mit geschlossenen Augen durch die Innenstadt gehen würden, so könnten wir doch sagen, wo wir uns befinden, weil jeder Laden, jede Passage einen eigenen Geruch ausströmt. Aus der Summe unzähliger kleiner Reize aller unserer Sinne konfiguriert sich die jeweilige Spezifik des Ortes. Gerüche sind, wie die Hirnforschung sagt, tief im Gedächtnis eingewurzelt. Durch Gerüche werden sehr komplexe Bilder im Gedächtnis aufgerufen.

Auch Wohnhäuser haben ihren speziellen Geruch, am deutlichsten natürlich die älteren. Z.B. ein Zweispännertreppenhaus, imprägniert mit Küchendüften, Modergeruch, aufgestiegen durch die Kellertüre, Waschmitteln aus der Waschküche, mit Ausdünstungen alter Bodenbeläge und Anstriche oder billiger Putzmittel. Diese Dünste wecken Bilder des niedrigen sozialen Standards.

Moderne Öko-Haus-Produzenten werben mit dem guten Geruch ihrer Häuser, dem Duft frischen Holzes, von Bienenwachs, Ziegeln. Erfolgreiche Makler sorgen dafür, dass eine Wohnung bei der Besichtigung nicht nach Chemie, sondern nach Frische duftet, dass Wohlgerüche vom Garten in die Wohnung strömen.

Neben den vielen offenkundigen Anzeichen für Diskriminierung werden subtilere wie der Geruch eines Hauses zu wenig beachtet, obgleich mit dem Geruch sozialer Standard identifiziert werden kann.

Desintegration: zu wenig Privatheit

”Sozial zusammenleben” kann nur, wer sich auch in seinem privaten Raum zurückziehen kann.

Die Wohnung, der private Raum, genießt rechtlichen Schutz. Aber die bauliche Ausformung der Gebäude missachtet sehr oft dieses Grundrecht. Eigentlich sollte kein unerwünschter Einblick in eine Wohnung möglich sein, und es sollte auch kein unerwünschtes Geräusch zu beliebiger Zeit eindringen können.

Zwischen den einzelnen Wohnungen bzw. dem Haus und seiner Umgebung gibt es ”Schnittstellen” zwischen drinnen und draußen: die Wohnungstüre, Fenster, Balkone und Loggien. Sie bieten Ausblick und Einblicke. Die Wohnungen selbst sind neben- und übereinander liegend über so genannte Lärmbrücken miteinander verbunden.

Architektur ist hier eine Kunst des Anordnens, Wohnungen nämlich so miteinander zu konfigurieren und Grundrisse derart zu organisieren, dass unter den gegebenen Bedingungen (zum Beispiel Baudichte) ein möglichst großer Schutz gegen Eindringen von Blicken und Geräuschen erreicht, dass Privatheit gewahrt wird.

Große Bedeutung haben beim Geschosswohnbau in diesem Zusammenhang der Balkon als der ”Freiraum” der Wohnung und der Raum vor der Wohnungstüre.

Im Idealfall kann man auf dem Balkon sitzen, ohne gesehen zu werden und ohne dass jedes in normaler Lautstärke gesprochene Wort von der Nachbarwohnung aus gehört werden kann oder jeder Nachbar mithören muss. Kaum jemals wird das erreicht. Balkone liegen oft nebeneinander, manchmal sogar nur durch eine dürre Sichtblende voneinander getrennt. Es hat den Anschein, als wäre dem Architekten eine bestimmte Fassadengestaltung wichtiger gewesen als das Kriterium der Privatheit der Bewohner. Die Beispiele, wo zwischen der Wohnung und dem Treppenhausflur eine wenn auch noch so kleine Zwischenzone besteht, damit man nicht gleich ”mit der Türe ins Haus fällt”, sind ebenfalls eher selten.

Auch manche Grundrissorganisation ist mit Blick auf Privatheit negativ zu beurteilen. Viele Architekten lieben so genannte offene Grundrisse, bei denen Flure, Wohnraum, Essraum und Küche ineinandergehen. Diese Grundrisse sehen am Plan grafisch eleganter aus als viele Wände und die gemessene Wohnfläche ist größer. Viele Bewohner und gerade Migranten aber sagen, sie würden solche Grundrisse gar nicht schätzen. Lieber hätten sie Wohnteil, Küche

und Essen und Schlaftteil getrennt, und zwar so, dass ein Besucher nur das vom Familienleben mitbekommt, was er hören und sehen darf.

Die beim Bauen oft nicht genug geschützte Privatheit engt die Menschen in ihrer Wohnung ein. Man öffnet die Türe nur einen Spalt, wenn der Besucher mit einem Blick die halbe Wohnung übersehen kann. Man nutzt die Freiräume kaum, weil man sich nicht wirklich entspannen kann. Die Einengung unterstützt sicherlich nicht den Wunsch nach Kommunikation und sozialem Zusammenleben außerhalb der Wohnung.

Integration durch geordnete Wohnverhältnisse: die Indikatoren Sauberkeit und Ordnung, Ruhe

Es gibt für Wohnanlagen einige eindeutige Indikatoren zur Anzeige für "gute" Wohnverhältnisse. Sauberkeit, Ordnung, Ruhe. Auf den ersten Blick scheint hier die Hausverwaltung angesprochen. Aber ob eine Wohnanlage beschmutzt wird, ob Unordnung einzieht, ob es laut zugeht – dafür liefern auch bestimmte städtebauliche und architektonische Ausformungen Gründe und Anlässe.

Diese Indikatoren berühren mehr als manche andere auch das Vorurteil Vieler gegenüber Migranten: Ausländer seien weniger reinlich, hätten nicht unseren Ordnungssinn, legten weniger Wert auf ein gutes Erscheinungsbild, seien laut.

Sauberkeit und Ordnung

Sauberkeit und Ordnung sind ohne Zweifel maßgebend für den Identifikationsgrad der Bewohner mit ihrem Wohnhaus. Das ist so selbstverständlich, dass es kaum der Erwähnung bedarf. Ungepflegte, schmutzige Eingangsflore, Lifte, Treppen, beschädigte Klingelanlagen, Spielplätze ohne frischen Sand usw. sind immer Zeichen des Desinteresses des Vermieters und des Unvermögens der Mieter etwas zu ändern. Jeder sieht: hier wohnen Menschen der untersten sozialen Schicht. Der einzelne, der hier zu wohnen gezwungen ist, hat praktisch keine Chance, durch eigenes Tun irgendeine Verbesserung herbeizuführen. Er kann nur versuchen, die eigene Wohnung in einem besseren Zustand zu halten. Kein Wunder, wenn er sich zurückzieht. Die Diskrepanz zwischen der Sauberkeit der eigenen vier Wände und des Hauses

kann sehr groß sein. (Der Fall, dass ein Mieter mit großen persönlichen Problemen, die eigene Wohnung herunterkommen lässt, sollte nicht verallgemeinert werden.)

Sauberkeit und Ordnung stehen durchaus in einem Zusammenhang mit Architektur:

Als erstes die Größe der Gebäude. Bei sehr großen, meistens gleichförmigen Wohnanlagen führt das Stereotype, das Vereinheitlichende, das Gleichmachende zu Anonymität, zu Verantwortungsentzug, zu Obrigkeitsorientierung – nicht notwendigerweise, aber mit gewisser Wahrscheinlichkeit, wenn nämlich hier Menschen wohnen ohne soziales Fundament. Dazu gehören auch bestimmte Gruppen von Migranten; eingewiesene Aussiedler, allein lebende Männer, vor allem auch die illegal hier lebenden. Dieses Wohnen ist ein offensichtliches Integrationshindernis. Das Signal geht in alle Richtungen: manche in der Wohnungsverwaltung und Bürger aus der Umgebung sehen ihre Urteile gegenüber sozial Schwachen und Zuwanderern bestätigt, diese erfahren ihrerseits ihr Randdasein und ihre Einflusslosigkeit alltäglich.

Sauberkeit wird deshalb auch von jenen Migranten ganz besonders betont, die in der deutschen Gesellschaft aufsteigen wollen. In einem größeren Wohnprojekt, in dem Zuwanderer und Einheimische je zur Hälfte wohnen, zeigen die Zuwanderer sogar mehr Interesse an Sauberkeit im Haus als die Einheimischen. Sie wollen vorbildliche Einheimische sein.

Zweitens die Ausformung eines Hauses. Auf diesem Feld kann die Architektur schon präventiv Sauberkeit und Ordnung bewirken.

Lärm

Lärm ist einer der hauptsächlichsten Anlässe für Konflikte in einem Wohnhaus oder einer Wohnanlage.

”Lärm” ist ein Indikator für schlechte Wohnverhältnisse. Dabei ist der ”Lärmpegel” keine absolute Größe, sondern eine Empfindungssache.

Gewiss kann man Ruhe mit einer Hausordnung durchsetzen. Das ist im Alltag dann umso schwieriger, je weniger die Architektur dafür gute Voraussetzungen geschaffen hat. Das betrifft die Gebäudeausformung als Ganzes.

***Soziales Zusammenleben kann nicht gleichgesetzt werden mit Harmonie.
Unterschiedliche Meinungen und unterschiedliche Empfindungen bestehen***

gerade bei Aspekten wie Ruhe, Ordnung, Sauberkeit immer, selbst der Einzelne empfindet heute anders als gestern. Aufschlussreich ist, dass die Meinungen, was an Unordnung und Lautstärke zu tolerieren ist, nicht divergieren zwischen Einheimischen und Zuwanderern. Die Toleranzgrenzen sind eher eine Frage des Lebensstils oder der persönlichen Lebenslage. Soziales Zusammenleben ist aber ganz und gar gestört, wenn in diesen wichtigen Punkten keine Regeln gefunden werden können. Die bauliche Gestaltung kann hier einen substituierenden Beitrag leisten durch kluge Form und Materialwahl.

Identifikationsstiftung durch Einzigartigkeit und moderne Technologien: Licht, Farbe, Kunst; Markenprodukte, Öko-Komponenten – etwas, was andere nicht haben

Eines der sicherlich markantesten Zeichen architektonischer Hilflosigkeit und der damit verbundenen Diskriminierung sind meterhohe farbige Ziffern an Treppenhäusern von Großwohnanlagen, die helfen sollen, den gesuchten Eingang aufzufinden. Bei manchen großformatigen Geschossbauten gerät diese einzigartige Information zum gestalteten typographischen Zeichen, was das Ärgernis nicht mindert, sondern eher noch unterstreicht. Daraus ist nämlich ersichtlich, dass es bei bestimmten Bauformen des Erkennungszeichens bedarf, da im Bauwerk selbst keine identifizierbare Form besteht. Aus der Not könnte man aber eine Tugend machen: Einzigartigkeit als positives Identifikationszeichen. Dafür gibt es eine große Palette an Ideen.

Die Bewohner sollen sich, wie immer gefordert wird, "mit ihrem Wohnhaus identifizieren" können. Das ist eine Voraussetzung für gutes soziales Zusammenleben. Im besten Falle ist die Architektur des Hauses selbst das Besondere. Wenn aber – aus welchen Gründen auch immer – die Architektur nicht selbst jene Identifikationsstiftung hervorbringen vermag, dann wäre es gut, gäbe es etwas anderes besonderes, einmaliges, worauf die Bewohner hinweisen können, wenn sie über ihrer Wohnung sprechen. Dazu gibt es viele Möglichkeiten, künstlerische: Licht, Farbe, Wasser, Kunst; oder technologische: "die Miele", Öko-Komponenten. Oder auch: eine gute Detailausbildung des Hauses.

Künstlerische Gestaltung

Licht

Seit einigen Jahren ist ein neuer Berufszweig buchstäblich ans Licht gekommen, der so genannte Lichtdesigner. Dany Canavan hat hier Qualitätsstandards gesetzt. Gebäude werden in Licht getaucht, mit bunten Lichtstreifen überzogen. Sie verändern dadurch ihr Erscheinungsbild völlig. Luxuriöse Wohnhäuser werden heute mit Licht gewissermaßen umgestaltet. Nur wenige Strahler genügen, um der Hausfassade eine ganz neue Struktur zu geben. Ein Hausdurchgang bekommt eine neue Raumform durch Lichtpunkte und Lichtlinien. In Kombination mit Farbe können auf relativ einfache Weise markante Identifikationszeichen gesetzt werden.

Vor allem im Außenbereich sind Lichtdesigner am Werk. Eines der frühen Werke ist der Parc de la Villette im Nordosten von Paris, ein Beitrag gegen den Abstieg des Quartiers. Licht ist hier nicht zufälligerweise eines der wesentlichen Gestaltungselemente in dem sozial abstiegsbedrohten Gebiet. Leuchtstreifen, Lichtpunkte usw. sind nicht nur optische Effekte, sondern dienen auch der Sicherheit während der Nacht. Heute gehören Lichtinstallationen, manchmal kombiniert mit Wasser, zum Qualitätsstandard bei der Gestaltung öffentlicher Räume.

Der Zusammenhang zwischen Licht und sozialem Verhalten ist phänomenologisch an vielen Orten zu studieren. Die Wirkungen sind evident. Beim Wohnungsbau werden die Möglichkeiten des Lichts noch kaum genutzt. Bestenfalls schaltet eine Beleuchtung "vorübergehend" aus Sicherheitsgründen ein, aber nicht aus ästhetischen.

Farbe

Bei der Farbgebung der Wohnhäuser besteht, betrachtet man das Gros der Siedlungen, große Zurückhaltung, wahrscheinlich, weil relativ wenig Kenntnisse über das Wirken von Farbe bestehen oder weil man meint, mit möglichst "neutralen" Farben es allen recht zu machen oder niemanden zu verletzen. Üblich sind "helle Töne". Erst jüngere Bauten bekommen manchmal einige Farbtupfer bei Verkleidungsplatten, Balkonen, Laubengängen und Türen. Dennoch ist das "getönte" Weiß die ästhetische Norm. Damit, so scheint es, kann man nicht viel falsch machen. Ein wesentliches Element, mit dem einem Haus eine zusätzliche identifikationsstiftende Note gegeben werden könnte, wird kaum erprobt. Farbe könnte eine Hervorhebung des Hauses gegenüber anderen Häusern bewirken.

Farbe kann freilich auch zu einer negativen Identität eines Hauses und damit zu einer Diskreditierung der Bewohner führen, wenn nämlich etwas vorgegaukelt wird, was ganz offenbar nicht der Wirklichkeit entspricht. Erwähnt sei der Versuch, aus einem übergroßen langen Plattenbau durch Bemalung schmalere hohe Bürgerhäuser hervorzubringen zu wollen. Das unterstreicht die Einheitsproblematik mehr als sie sie mindert.

Farbe kann auch eine Marketingstrategie sein ("Regenbogenhaus" in Hannover), mit der bestimmte Milieus angesprochen werden sollen, oder sie kann wie beim "Internationalen Wohnen Habitat" in Hannover unterstreichen, dass das Wohnungsunternehmen einem Projekt besondere Aufmerksamkeit widmet und damit auch den Bewohnern Respekt erweist.

Kunst

Beim Wohnungsbau gibt es wenige aktuelle Beispiele für die künstlerische Gestaltung einzelner Elemente (Eingang, Flure) oder den Außenraum. Dass das Thema kaum präsent ist, liegt vielleicht mehr an der Unsicherheit der Entscheidungsträger, welche Kunst den Bewohnern wohl gefallen würde als am Finanziellen. Versuche wirken oft sehr hilflos. Leichter ist es, und eher kann Kunst zur Identifikation mit einer Wohnanlage beitragen, wenn eine sozial homogene Gruppe hier wohnt – zum Beispiel Anthroposophen – oder wenn, wie z.B. bei Genossenschaftsbauten und Reformbauten einst der Fall, Symbole und Zeichen vorhanden waren, mit denen sich die soziale Gruppe oder Klasse identifizieren konnte. (Die Geschichte von "Kunst am Bau" und der Kunst im öffentlichen Raum verweist auf die schwierige Entscheidungsfindung.)

Für künstlerische Gestaltung eignen sich aber Spielplätze, weil hier die Gefahr, mit Kunst Ideologie mit zu transportieren, nicht so groß ist, da das "Spielerische" die Aufgabe ist. Hier gibt es viele hervorragende Beispiele. Am Spiel der Kinder auf diesen künstlerisch gestalteten Spielplätzen sieht man, wie hier mit einem Architekturelement das soziale Zusammenleben gefördert wird. Man kann das beobachten beim Projekt "Internationales Wohnen Habitat" in Hannover, wo Künstler bei der Spielplatzgestaltung mitgewirkt haben.

Da es bei dieser Kunstform weniger darauf ankommt, dass sich ein Künstler in einem unverrückbaren Werk spektakulär verewigt, sondern darauf, dass die Bewohner das Kunstwerk benutzen, liegt es nahe, das Werk zusammen mit den Bewohnern herzustellen. Solche Prozesse haben eine positive nachhaltige Wirkung auf das soziale Zusammenleben, denn wer an einem Kunstwerk mitgewirkt hat, möchte es erhalten und gepflegt sehen und wird Verantwortung übernehmen.

Moderne Technologien

Die echte Markenwaschmaschine

Bei der Evaluation eines internationalen Wohnprojekts haben viele Bewohner auf die Frage, was sie ihren Besuchern vor allem zeigen, die Markenwaschmaschine genannt. Diese Waschmaschinen scheinen das non plus ultra zu sein, offenbar zu teuer, um sie selbst zu kaufen. In der Tat ist der Waschraum mit einer Reihe dieser Geräte eindrucksvoll. Das ist ein Beispiel, wie allein mit Sorgfalt viel erreicht werden kann. Denn aus der Sicht des Wohnungsunternehmens ist die Markenwaschmaschine kostengünstiger als eine No-Name-Maschine.

Neue ökologische Techniken

Modernes ökologisches Bauen ist heute Bauen mit hochwertigen Technikprodukten: Solaranlage, Steuerungskomponenten für die Heizung, Anlagen für die Verwendung von Regenwasser und Brauchwasser usw. Vor allem die solaren Komponenten sind sogar Gestaltungselemente. In einem High-Tech-Haus zu wohnen zeugt von Modernität und Verantwortungsbewusstsein für die Umwelt. Bei einer neuen Wohnsiedlung in Solingen hat die Spar- und Bauverein Solingen e.G. die Heizzentrale zu einem Kommunikationszentrum ausgebaut. Unter anderen wird hier ständig angezeigt, welchen Energieverbrauch die Wohnanlage hat.

Gute bautechnische Details

Bei vielen Reformbauten aus den 20er-Jahren fällt die große Sorgfalt der Architekten bei der Detailausbildung auf. Die Gliederung der Fenster der Hauseingangstür ist wohlproportioniert. Handläufe in den Treppenhäusern verlaufen elegant und enden in einem schön gestalteten Knopf. Die Fugen der Plattenbeläge sind wohlgeordnet. Von solcher Liebe zum Detail ist beim heutigen Bauen nichts mehr zu spüren. Aus der Sicht baumeisterlicher Tradition mangelt es heute an Achtsamkeit. Die meisten heutigen Gebäude sind ein Flickwerksammelsurium. Klebe- und Dichtungsmittel, Fräsen und Bohrer (und die billige Arbeitskraft am Bau) ersetzen das sorgfältige Planen der Details. Nur im luxuriösen Einfamilienhaussegment oder im obersten Mietwohnsegment findet man Detailsorgfalt.

Es kann nicht bewiesen, aber doch behauptet werden, dass die Menschen irgendwie spüren, wie wenig Sorgfalt auf ihr Wohnhaus verwendet wird. Was soll man dann von ihnen erwarten?

Das soziale Zusammenleben ist begrenzt durch einen Raum. Soziales Zusammenleben ist nicht beliebig, sondern gewissermaßen einzigartig, weil man nur mit einer begrenzten Zahl von Menschen "zusammenleben" kann. Im Idealfall besitzt der Raum etwas einzigartiges oder ist der Raum selbst einzigartig, um soziales Zusammenleben gewissermaßen zu fokussieren und es gegen andere Formen der Kommunikation an anderen Orten der Stadt abzugrenzen.

Es ist, sieht man auf die Beispiele, gar nicht schwierig, einer Wohnanlage Einzigartigkeit zu verleihen, denn es geht nicht um großartige Investitionen, sondern um Aufmerksamkeit.

Integration: für "Gerechtigkeit" sorgen

Unter einem Aspekt könnte man die stereotype und egalisierende Gebäudekonfiguration und -gestaltung der meisten Wohnanlagen auch positiv sehen: die Bewohner werden mehr oder weniger gleich gut oder schlecht behandelt. Niemand kann sich wegen einer besseren Wohnung bevorzugen, wegen einer schlechteren benachteiligt fühlen.

Gänzlich gelingt es freilich selten, diese Gerechtigkeit walten zu lassen. Denn jede einzelne Wohnung hat bestimmte Vor- und Nachteile. Bei einer neuen Vermietung können dann Fragen kommen: weshalb hat ausgerechnet der Nachbar die bessere Wohnung bekommen?

Heute versucht man in einem Wohnhaus unterschiedliche Wohnungstypen und Wohnungen unterschiedlicher Größe unterzubringen, um Angebote für die differenzierte Nachfrage machen zu können. Dadurch entstehen notwendigerweise unterschiedliche Qualitäten. Bei Wohnanlagen mit Eigentumswohnungen spiegeln sich diese im Preis. Bei Gruppenwohnprojekten pendeln die Bewohner die Vor- und Nachteile in langen Diskussionen aus. Beim geförderten Mietwohnungsbau gibt es diese Regularien nicht.

Wenn allzu offenkundige Bevorzugungen vorliegen, kommt es zu Missmut. In einem evaluierten Wohngebiet in Köln munkeln Bewohner, die sich übergangen fühlen, von Vetternwirtschaft. Selbst bei dem ambitionierten Projekt Interethnische Nachbarschaft in Wien, wo man bei der Planung die Entscheidungen in vielen Richtungen überprüfte, gibt es Missmut wegen

”ungerechter” Verteilung von Vor- und Nachteilen. Einem Teil der Wohnungen wurde ein Schrebergarten auf dem Dach zugeordnet, andere haben nur einen Balkon, andere nicht einmal einen Balkon. Die Dachgärten gelten nun aber jedem Bewohner und Besucher als der Hit, denn es sind keine Gemeinschaftsgärten, sondern private Gärtchen. Die Folge ist, dass das soziale Zusammenleben der Bewohner in diesem Punkt durchaus als gestört bezeichnet werden kann, denn die einen blicken neidisch auf die anderen und fragen sich: weshalb gerade die. Und wenn ein Zuwanderer die Wohnung mit Gärtchen hat, heißt es: ”ausgerechnet er!”

Die Lösung besteht nicht in der Rückkehr zur früheren Einförmigkeit, sondern darin, darauf zu achten, dass Vor- und Nachteile ausgewogen sind. Damit werden sich Vorurteile nicht beseitigen lassen, aber doch ein Konfliktanlass.

Integration: notwendige Begegnungen der ”zufälligen” Art. Über die Zuordnungen von Gemeinschaftsbereichen

Gemeinschaftsräume gelten gemeinhin als eine wichtige Voraussetzung für Kommunikation und Nachbarschaft. Doch wenn sie nicht ”richtig” zugeordnet sind, liegt hier eine Quelle für Ärger zwischen den Bewohnern.

In den Wohnreformen spielten Gemeinschaftsräume eine wichtige Rolle. In der Blütezeit gab es Gemeinschaftshäuser mit Bibliothek, Leseraum, Spielräume, Versammlungsraum usw. Die Gemeinschaftsräume waren auch deshalb so wichtig, weil die Wohnungen klein waren. Später standen sie oft leer, weil sich die Lebensformen und Lebensstile geändert haben.

Mit den alternativen Wohnprojekten in den 70er-Jahren wurden wieder Gemeinschaftsräume gebaut. Auch in vielen älteren Wohnsiedlungen wurden die vernachlässigten Gemeinschaftsräume wieder hergerichtet. Sie bekamen in modernisierungsbedürftigen Quartieren mit mangelhafter Infrastruktur, starker Fluktuation und sozialen Problemhäufungen neue Bedeutung als Versammlungsorte für Initiativen. Gemeinschaftsräume werden als Instrument sozialer Intervention und gelten als Qualitätsmerkmal zielgruppenorientierten Bauens.

Es gibt auch heute häufiger Gemeinschaftsräume als gemeinhin angenommen. Knapp ein Viertel der neuen Wohnsiedlungen in Nordrhein-Westfalen hat einen Gemeinschaftsraum. Bei einer Befragung über den heutigen Stellenwert der Gemeinschaftsräume gibt die Mehrheit der Unternehmen an, dass ihre Gemeinschaftsräume einen hohen sozialen Nutzen haben und dass ihre Erwartungen im Wesentlichen erfüllt wurden.

Aber nur etwas mehr als ein Viertel der Gemeinschaftsräume wird von den Bewohnern selbst verwaltet. Meistens werden die Gemeinschaftsräume an etablierte externe Träger oder Vereine vermietet.

Inwieweit Gemeinschaftsräume genutzt werden, liegt, wie Erfahrungsberichte zeigen, auch daran, ob sie die “richtige” Größe haben und ob sie in der Wohnsiedlung oder im Wohnprojekt “richtig” situiert worden sind. Eine “richtige” Lage im Wohnobjekt erlaubt vielfältige Nutzung und ist ausbalanciert zwischen dem Interesse der Bewohner an ruhigem Wohnen und frequentierten Gemeinschaftseinrichtungen. In einer Wohnanlage in Ingolstadt wurden zum Beispiel zwei Gemeinschaftshäuser gebaut, eines für Jugendliche, eines für die Älteren, um Konflikte zu vermeiden. (Man vermeidet freilich auch das Lernen von Toleranz.)

In den 50er-Jahren schon begann die Autonomisierung der Wohnung durch immer mehr und immer bessere elektrische Hausgeräte für jede nur denkbare Verrichtung. Nahezu jeder Haushalt verfügt seitdem über eine perfekt ausgestattete Küche, in fast jeder Wohnung gibt es eine Waschmaschine, einen Trockner, eine Bügelmaschine, einen Staubsauger. Ist ein Stückchen Garten dabei, dann fehlen auch Rasenmäher und elektrische Gartenschere nicht.

Noch bis in die 50er-Jahre hinein wurden einige Haushaltsverrichtungen nicht in der Wohnung durchgeführt. Die Teppiche wurden auf eigens zu diesem Zweck errichtete Stangen im Hof zum Ausklopfen aufgehängt. Die Wäsche wurde in der Waschküche gewaschen, bei gutem Wetter im Hof getrocknet und im Bügelraum dann gemangelt. Hausarbeit war eine schwere Arbeit, und die Technisierung des Haushalts hat sie leichter gemacht. Das kostet aber nicht nur mehr, es ist auch ein Anlass verschwunden, die Nachbarinnen zu treffen

Bei der “Interethnischen Nachbarschaft” der Sozialbau in Wien, die hier öfters als Referenzprojekt herangezogen wird, hat das Unternehmen bei den Gemeinschaftsräumen nicht nur nicht gespart, sondern durch ihre differenzierte Verteilung im Gebäudekomplex auch versucht, den unterschiedlichen Interessen Rechnung zu tragen. In dem Wohnhaus mit 150 Wohnungen gibt es viele unterschiedliche Gemeinschaftsräume: einen großen Gemeinschaftsraum mit Küche und Toiletten, vier kleinere Gemeinschaftsräume für jedes der vier Treppenhäuser, zwei gemeinsame Dachgärten, eine Waschküche, einen Wellnessbereich, einen Spielraum (neben der Waschküche und dem Spielplatz im Hof). Außerdem wurden die Erschließungsgänge als “Gemeinschaftsflächen” ausgebildet, indem Nischen oder funktionslose Räume vorgesehen werden. Schließlich gibt es ein Café und eine Sushi-Bar. Die Gemeinschaftsräume sind für das Integrationsprojekt

von zentraler Bedeutung. Aber mehrere kleine und unterschiedliche Gemeinschaftsräume kommen den Bedürfnissen der Bewohner mehr entgegen als ein großer Gemeinschaftsraum. Welchen der Bewohner, Experten und Politiker man auch fragt: Die Gemeinschaftsräume sind das Charakteristische des Projekts schlechthin. Hierin unterscheidet sich das Projekt auch architektonisch am meisten von anderen Wohnbauten. Es ist gut, sagen die Bewohner, dass es verschiedene Räume gibt, die eine kommunikative Funktion je nach Jahreszeit erfüllen; bei schönem Wetter die Dachgärten, bei schlechtem die Gemeinschaftsräume.

Ein unerwarteter Erfolg in der Interethnischen Nachbarschaft ist die Waschküche. Das liegt daran, dass sie im Erdgeschoss liegt gleich neben dem Spielplatz für kleine Kinder und verbunden ist mit einem Spielraum.

Die Idee des Türkischen Bads nach den Gestaltkanons des Orients hingegen erwies sich als keine glückliche. Sie wurde eingebracht von einem Soziologen, und sie ist eine bei den Migranten unwillkommene Anbiederung: die Assoziation "Migranten aus dem Osten = Türkisches Bad" stört die Migranten.

Gemeinschaftsräume bieten für den Gebäudeentwurf ein zusätzliches Element der Gestaltung. Die Geschichte des Wohnens hat viele gute Beispiele parat. Für das soziale Zusammenleben gelten Gemeinschaftsräume als sehr wichtige Voraussetzungen, sofern sie geschickt integriert sind.

Integration: Gärten

Gärten haben eine interessante Doppelleigenschaft. Auf der einen Seite sind sie höchst individuell. Wenn man beim Wohnen das große Wort von Selbstverwirklichung gebrauchen möchte, so könnte es zutreffen beim Gestalten des Gartens. Auf der anderen Seite bieten die Gärten unerschöpflichen Gesprächsstoff, sind also Ort der Kommunikation. Gärten sind außerdem von großer Bedeutung für Kinder, Menschen mit (zu) viel Zeit und Ältere. Voraussetzung ist, dass sie tatsächlich privat sind. Wie wichtig Gärten sind, sieht man an den häufig verzweifelt anmutenden Versuchen von Mietern, sich einen kleinen Streifen Land am Haus buchstäblich anzueignen.

Das wichtigste am Garten ist, dass er individuell und privat ist, nicht unbedingt im Sinne des Eigentumstitels, sondern geschützt vor fremden Blicken. Gärten, auch kleine, brauchen echte Mauern, nicht Schamwände, wie die Gartenstreifen vor den Reihenhäusern oder den Erdgeschoss im Geschosswohnbau.

In diesem Mangel an etwas Eigenem, sei es noch so klein, sehen wir, was den Menschen mit der Vereinheitlichung des sozialen Wohnens angetan worden ist. Kritiker haben meistens die Wohnung im Blickfeld, ihren auf eine bestimmte Lebensform zugeschnittenen Grundriss, die einfallsslose Konfiguration der Wohnungen im Haus. Aber die Freiräume galten doch als mehr oder weniger "bedarfsgerecht" für Familien mit Kindern. Die Mutter kann oben am Fenster beobachten, wie die Kinder unten im Hof spielen – so das modellhafte Denken. Aber niemand wird diese Grünflächen als beseelt bezeichnen wollen. Beseelen wird sich ein Stück Boden nur, wenn wir es der Natur überlassen oder indem, wie Hofmannsthal sagt, "die lebende Seele des Gärtners webt. Es sollte hier überall die Spur einer Hand sein." Wir sprechen hier also nicht von komplizierten Dingen, von Sozialkontrolle des Freiraums oder ähnlichem, sondern von ganz einfachen. Manchmal gibt es immerhin Kleingärten oder Mietergärten. Diese kommunikative Gartenkultur kann einen wichtigen Beitrag gegen Isolation und für Integration leisten.

Wenn es nicht die bauliche Dichte ist, die private Gärten verhindert, weshalb bauen wir dann noch immer Wohnanlagen ohne privaten Garten bei der Wohnung, wie zum Beispiel den Kronsberg in Hannover, eine neue Großsiedlung für Tausende Menschen. Ich erwähne gerade diese Neubauesiedlung, weil sie als Best Practice für Ökologie und Soziales gilt. Aber es gibt keinen einzigen privaten Garten.

Der Garten spielt für die Kindheitserinnerungen eine große Rolle. Zum Arbeitsleben, der Welt des Nützlichen und der Geschwindigkeit ist er ein Ausgleich. Wer als Arbeitsloser viel Zeit und wenig Geld hat, könnte hier werkeln. Im Alter sind die größten Probleme Einsamkeit und Demenz. Auch hier hilft der Garten.

Für das soziale Zusammenleben spielen Gärten eine große Rolle. Schrebergärten sind beliebt. Immer wieder kolportiert werden die türkischen Schrebergartenkolonien im Ruhrgebiet. Die Wohnsiedlungen der 50er-Jahre und die Großwohnanlagen bieten einen unausgeschöpften Fundus für private Gärten. Hier liegt wahrscheinlich einer der größten Chancen, mit baulichen Maßnahmen das soziale Zusammenleben der Generationen und der sozialen Gruppen zu fördern.

Integration durch Abgrenzung: innen und außen; die Übergänge zwischen öffentlichem und privatem Raum

Integration erfordert Abgrenzung. Wahrscheinlich ist es das Diffuse und die Indifferenz des Außenraums, das negatives soziales Verhalten mit prägt. Vielleicht liegt in der Offenheit der Wohnsiedlungen der 50er-Jahre und mancher späteren Stadterweiterungsgebiete eines der größten Integrationshindernisse. Wo jeder nach Belieben hineingehen kann, wo öffentliche und private Verantwortung so eng und übergangslos zusammenlaufen, fühlt man sich nicht wohl. Wo zu viele drinnen sind, sinkt die Qualität.

Je nach Siedlungsstruktur – ”offene” Bauweise, ”geschlossene” (Blockrandbebauung) – sind der öffentliche und der private Raum unterschiedlich einander zugeordnet. Teils reicht, wie manchmal bei der Blockrandbebauung, der öffentliche Raum sogar bis an die Hausgrenze, teils liegt, wie bei der offenen Bebauung ein privater Raum dazwischen, der in unscharfer Formulierung als ”halböffentlicher Raum” bezeichnet wird. Das ist ein de jure privater Raum, der aber der Öffentlichkeit mehr oder weniger zur Benutzung angeboten wird, teils nur visuell, teils auch zu betreten oder zu befahren.

Die Gestaltung des Außenraums und der Grenzziehungen der Wohnquartiere des öffentlich geförderten Mietwohnungsbaus war beim Wiederaufbau kein großes Thema. Die Hauszeilen der offenen Bauweise werden mit einfachen Wohnwegen erschlossen, zwischen den Zeilen befindet sich ein Grünraum, darin eingefügt ein Wäschetrockenplatz, ein Sandkasten, Schuppen für Fahrräder.

Erst bei den Stadterweiterungsgebieten der 70er-Jahre mit ihrer Mischung aus Scheiben- und Punkthäusern widmen sich die Stadtplaner dem ”Freiraum” und gestalten ihn als ”Wohnpark” mit geschwungenen Wegen, Teichen, Wasserläufen und Spielplätzen. Das Einkaufszentrum bekommt einen ”urbanen” Platz mit Brunnen, obligatorischem Kunstwerk usw. Die Autos werden um das Gebiet herumgeführt und dezentral auf Parkplätzen abgestellt. Bei geschickter Anordnung begegnen sich Autofahrer und Fußgänger kaum, bei sehr großen Erweiterungen baute man sogar Fußgängerbrücken. Deutliche Grenzziehungen zwischen öffentlichen und privaten Bereichen gibt es nicht. Diese Wohnsiedlungen sind gewissermaßen in toto halböffentlich.

Die 50er- und 60er-Jahre-Wohnsiedlungen, die kleinen Arrondierungen ebenso wie die großen Stadterweiterungen, waren zu ihrer Zeit für eine relativ breite förderberechtigte Nachfragegruppe

gebaut worden. Sie waren beliebt, da preiswerter Wohnraum angeboten wurde und da die Wohnungen hinsichtlich Standard und Größe, der Infrastruktur und vor allem auch der Außenbereiche den Lebensstilen und Lebensformen der Bewohner entsprachen.

In der Zwischenzeit hat ein Strukturwandel stattgefunden mit den bekannten gravierenden Auswirkungen auf die Wohnsiedlungen dieser Jahre: Die Bewohner wurden älter, jüngere Bewohner zogen in nur geringem Umfang nach, weil die Wohnungen ihren Wünschen nicht mehr entsprachen, es folgten soziale Gruppen, die Schwierigkeiten haben, am Markt eine Wohnung zu finden (Migranten, Aussiedler). Manche der Siedlungen wurden zu so genannten sozialen Brennpunkten, manche stehen gewissermaßen am Rande des Abstiegs, Wohnungen sind schwer vermietbar, in manchen Städten stehen viele leer, die Infrastrukturversorgung wird schlechter. Die Marktgängigkeit ist in Frage gestellt. Die gegenwärtig stattfindende Segregation ist zum großen Teil eine unfreiwillige, d.h. man wohnt in diesen Wohnsiedlungen mangels Alternative. Hier liegt ein Kern der Spannungen. Sie werden wesentlich im Außenraum ausgetragen.

Im Außenraum – teils öffentlicher Straßenraum, teils im Eigentum der Unternehmen befindliche Grünflächen und Parkplätze – treffen die unterschiedlichen Interessen der Bewohner aufeinander. Typisch sind die Interessenunterschiede zwischen älteren deutschen Bewohnern und jugendlichen männlichen Zuwanderern. Sie ereignen sich in diffuser Choreographie im Außenraum.

Zugangsbegrenzungen gab es immer beim Wohnen. Die Reformbauten grenzten sich mit Toren symbolisch gegenüber der Außenwelt ab. Heute sind Begrenzungen wieder aktuell. Der Wohnhof, von den alternativen Wohnprojekten wieder entdeckt, ist Metapher für eine geschlossene, sich schützende Gemeinschaft. Viele, besonders Familien, wünschen mehr denn je vertraute, überschaubare Orte, sichere Inseln, wo die Kinder geschützt aufwachsen können. Wer Zugang finden möchte, muss die Neigungen der Bewohner teilen. Bekannt ist, dass Abgrenzung und gesellschaftliche Integration sich bedingen können. Minderheiten können ihre Kultur bewahren. Das dient ihrer Integration. Aber auch das Gegenteil, gesellschaftliche Desintegration, kann durch Exklusion in so genannten Gated Communities eintreten.

Wohnhöfe und Gated Communities sind sicherlich eine postmoderne Antwort auf die Probleme der Stadt, die ihre Integrationskraft verloren hat, sie sind aber auch deshalb so attraktiv, weil die Menschen in überschaubaren Gemeinschaften wohnen wollen. Immer schon hat auch der Aspekt der Sicherheit eine große Rolle gespielt, weshalb manche Unternehmen bei großen Wohnhäusern im sozialen Wohnungsbau eine Zugangskontrolle – Concierge – eingeführt haben.

Die Gestaltung des Außenraums ist eine der Hauptaufgaben bei der Neugestaltung der Wohnsiedlungen für das soziale Zusammenleben. Hier liegen auch die größten Potenziale. Allerdings dürfte es mit den oft üblichen Behühungen nicht getan sein, sondern es geht um neue Grenzziehungen.

Identifikation: der Hauseingang

Der Zugang zu Haus ist mit das wichtigste Gestaltungselement, mit dem Identität des Gebäudes geschaffen werden kann. Obgleich das eine Binsenweisheit ist, hat das funktionale des Hauseingangs meistens Vorrang.

Der Hauseingang ist gewissermaßen die Visitenkarte des Hauses und damit auch die seiner Bewohner. Je höher der soziale Status, desto mehr Wert wird auf einen Hauseingang gelegt, der den Status oder den Lebensstil angemessen zum Ausdruck kommen lässt. Wie sehr den Menschen daran gelegen ist, kann zum Beispiel an den Reihenhaussiedlungen gesehen werden. Hier werden als erstes die genormten Haustüren durch "individuelle" ersetzt. Der Darstellungsdrang ergreift den Briefkasten, das Vordach, die Beleuchtung, die Klingel, den Gehwegbelag, das Gartentor usw. Die Gestaltungskataloge der Architekten zeigen eine unübersehbare Zahl von guten Beispielen einen Eingang zu gestalten, von dem anzunehmen ist, dass die Bewohner ihn als den ihren anerkennen.

Beim sozialen Mietwohnungsbau hingegen herrscht Einheitsmonotonie bis in die jüngsten Bauten. Bei den Großwohnanlagen sind die Hauszugänge oft gar nicht voneinander nicht zu unterscheiden. Das führt zu den meterhohen, an die Wand gemalten Hausnummern. Nicht nur der Besucher ist irritiert. "Am Eingang muss vielleicht auf etwas aufmerksam gemacht werden, damit man wirklich DA ist – und nicht woanders" (Vargas, 1988, Seite 47). Dass gerade solche Hauseingänge zerstört werden, wo man gar nicht da sein möchte, nimmt nicht Wunder. Sie sind das markanteste Zeichen der sozialen Herabsetzung. Dass sich diese Gleichgültigkeit negativ auf das soziale Zusammenleben auswirkt, liegt auf der Hand. Man möchte diesen Ort so schnell wie möglich passieren, um den Lift zur die eigene Wohntage schnell zu erreichen.

Viele Wohnungsunternehmen verwenden deshalb besondere Aufmerksamkeit auf die Umgestaltung der Eingangszonen ihrer größeren Häuser mit neuen Farben, durch großzügige Vorräume und vieles mehr bis zu einem Conciergeraum. Bei den Neubauten, wo weniger Wohnungen an einem Treppenhaus angebunden sind, herrschen aber die alte Gleichförmigkeit und die funktionale Enge in der Regel vor.

Der Hauszugang – der Vorplatz, Windfang, Vorraum zu Treppe oder Lift – bietet viele Möglichkeiten zur Gestaltung. Damit kann einer mehr funktionalen Gesichtspunkten folgenden Wohnungsanordnung eine identifizierbare Raumfigur zur Seite gestellt werden. Für das soziale Zusammenleben ist dieser Raum von besonders Bedeutung, allein schon weil die Bewohner sich hier begegnen.

2. Kategorien der Identifikation und Integration

Dem sozialen Zusammenleben liegen bestimmte Kategorien des menschlichen Strebens und Empfindens zugrunde. Solche Kategorien sind: Orientierung nach oben, Bewahren und Überliefern von Tradition, Gewohnheiten pflegen, unter sich sein wollen, Gesehen werden wollen, Stolz, Verantwortlichkeit, Anerkennung, etwas Eigenes schaffen wollen, Respektiert sein wollen. Die Beachtung dieser Kategorien beim Wohnungsbau kann Integration fördern und Identifikation schaffen. Es ist durchaus vorstellbar, solche Kategorien bei Wohnbauprojekten als operationale Prüfkriterien anzuwenden, also zum Beispiel zu fragen: könnten die Bewohner auf dieses Haus stolz sein? Würden sie es ihren Freunden, Verwandten, Bekannten gerne zeigen? Finden die Bewohner hier Raum, um ihre Gewohnheiten zu pflegen? Können sie, wenn sie es wollen, unter sich sein oder werden sie sich beobachtet und eingeeengt fühlen? Gibt es Raum für verantwortliches Handeln? Entspricht die Gestaltung des Hauses dem Wunsch der Bewohner, auf der sozialen Stufenleiter nach oben zu kommen?

Orientierung nach oben

Ein zentrales Motiv menschlichen Handelns ist die Orientierung hin auf einen erstrebenswerten sozialen Status, auf Vorankommen in der Gesellschaft. Dieses generelle Motiv kann, wie die sogenannten Integrationsprojekte zeigen, einheimische und ausländische Haushalte zusammenführen. Aufstiegsorientierte Zuwanderer orientieren sich an den Lebensstilen der Einheimischen, deren Status sie zu erreichen suchen. Ihre Meinungen und Einstellungen, was etwa Sauberkeit, Ruhe und Ordnung angeht, können im Gegensatz stehen zu den Verhaltensweisen der unteren einheimischen sozialen Schichten. Bei den Architekturelementen sollte dementsprechend bevorzugt werden, was allgemein als solide gilt.

Bewahren und Überliefern von Tradition

Menschen bewahren gerne Erinnerungen auf. Viele ältere Menschen können nichts wegwerfen. Es gibt wohl kaum jemanden, der nichts aufbewahrt. Wohnungen sind oft Requisitenkammern der Lebensgeschichte. Das Sammeln beginnt mit der Kindheit.

Sammeln und Aufbewahren ist eine Form des Erinnerns. Weil man nicht weiß, was die Zukunft bringt, hebt man vorsorglich auf. Daraus zeigt sich der Zeitbezug zur Zukunft. Zum Sammeln und Aufheben braucht man aber Speicherplatz.

Das meiste, was gesammelt wird, gerät in Vergessenheit, verlässt also die gegenwärtige Zeit. Eines Tages weiß man nicht mehr, wozu der Gegenstand oder die Information noch nützlich sein soll. Der Künstler Beuys hat deshalb viele Gegenstände in die Tiefe eines Schrankes gelegt, die niemand mehr einsehen konnte. Erst wenn man den Schrank – oder die Festplatte auf dem PC – aufräumt, treten die Erinnerungen wieder hervor. Jeder Gegenstand wird auf seine Brauchbarkeit hin überprüft, und dementsprechend neu einsortiert oder weggeworfen. Auf diese Weise tragen die Menschen Bilder von ihrer Vergangenheit in die Zukunft, auch die Bilder des Wohnens. Man sollte sich dabei verdeutlichen, dass bei den Kindern das Prägen der Erinnerungen in den Wohnorten beginnt. Sicherlich werden hier schon die Grundlagen für die Fähigkeit sozialen Zusammenlebens geschaffen.

Die Zuwanderer bringen die Bilder ihrer Heimat mit. Die Eltern wollen diese Bilder bewahren in der nächsten Generation. Bei Familienfesten und auch beim Alltäglichen werden diese tief liegenden Bilder aktiviert. Je mehr die Bilder der Heimat sich unterscheiden von den neuen Bildern des neuen Landes, desto mehr, so möchte man annehmen, verklären sich die Heimatbilder und desto größer muss ihr Verlust erscheinen. Wie übergroß die Dimension des Unterschieds sein kann, wird in einer frühen Studie über die Lebensweisen der ersten türkischen Migranten in ihren Heimatdörfern eindrücklich geschildert.

Bei der Gestaltung der Wohnsiedlungen können, vor allem im Außenraum, viele Orte geschaffen werden, wo die Bilder aus der Jugendzeit und der Heimat "aufbewahrt" werden können. Die Schrebergartenhütte ist beispielsweise ein solcher Ort.

Gewohnheiten pflegen können

”In der Gewohnheit ruht” – so Goethe – ”das einzige Behagen des Menschen”. Gewohnheiten sind etwas Bindendes. Sie sind wie eine Schwerkraft. Sie helfen auch die Zeit zu strukturieren. Jeder lebt nach seinen Gewohnheiten. Die Gewohnheiten sind individuell und zugleich bestimmt durch das Milieu, in dem man lebt.

Beim Wohnen sind Gewohnheiten besonders ausgeprägt. Die Wohnung richten die Menschen sich nach ihren Gewohnheiten selbst ein. Beim Außenraum – Flure, Treppen, Balkone usw. – gibt es wenig Möglichkeiten, sich nach seinen Gewohnheiten einzurichten. Es fehlen geeignete Räume. So kann eine Gewohnheit, etwa zu bestimmten Zeiten oder zu bestimmten Anlässen die Nachbarn zu treffen, nicht entstehen. Es besteht ein Mangel, Gewohnheiten außerhalb der Wohnung zu pflegen. Eine solche Gewohnheit wäre zum Beispiel das abendliche Rasensprengen, immer eine Gelegenheit für ein Gespräch mit dem Nachbarn. Bei den Neuen Wohnformen gibt es außerhalb der Wohnung viele Räume für Gewohnheiten, zum Beispiel ein etwas größerer Laubengang mit einer Sitzgelegenheit, wo sich eine Gewohnheit einspielen kann.

Unter sich sein wollen

Soziales Zusammenleben setzt ein vertrautes Milieu voraus. Wenn die Menschen die Wahl haben, suchen sie eine Wohnung in dem Stadtteil, wo sie überwiegend ihr Milieu vorfinden, also gewissermaßen segregiert sind. Hier sind sie dann integriert. Milieu heißt nicht, dass hier Menschen unterschiedlichen Einkommens oder verschiedener Ethnien ausgeschlossen sind, dass es also eine gewisse ”soziale Mischung” gibt. Dass ein Wohnmodell wie die Interethnische Nachbarschaft in Wien mit 22 Nationalitäten ”funktionieren” kann, liegt hauptsächlich daran, dass die Bewohner sich allenfalls zwei einander nahestehenden Milieus zurechnen. Soziale Mischung ist hier kein Kunstprodukt, sondern hat sich ergeben und wurde begrenzt über den Markt, den Mietpreis.

Das Bedürfnis unter sich sein zu wollen, ist aber nicht nur eine soziologische Kategorie, sondern auch eine der ”Sprache der Architektur”. Architekten und Wohnungsunternehmen sollten sehr genau austarieren, welche Architekturformen diesem Segregationsbedürfnis nahe kommen, wie viel Normalität und wie viel Besonderheit angemessen sind.

Gesehen werden wollen

Mode gibt es, weil man gesehen werden möchte. Gemeinhin wird auch die Wohnung oder das Wohnhaus als eine der uns umgebenden Hüllen bezeichnet. Auch hier wollen die Menschen gesehen werden. Deshalb spielen die Codierungen und Muster, die Formen und Farben der Architektur und die damit einhergehende Symbolik eine große Rolle für die Identifikation.

Die Architekturmoden wechseln zwar nicht so schnell wie die Kleider- oder Automode, aber doch viel schneller als in der Vergangenheit. Nachdem es heute beim Wohnungsbau nicht mehr möglich ist, mit Mustern zu arbeiten, die eine Klassen- oder Schichtenzugehörigkeit kennzeichnen, scheint es, als gelte das Prinzip des "alles geht" oder des Beliebigen. Man kann das an den Dachformen studieren. Wenig Fehler macht, wer sich an das gewohnte Bild des Hauses hält, wogegen etwa Tonnendächer, auskragende Spitzen u.ä. eine kurze Gefallenswertzeit haben können. Bei der interethnischen Nachbarschaft hatte der Architekt eine Hausfront so verglast, dass der Eindruck eines Bürohauses entstehen kann. Die Bewohner kritisieren das. Sie wollen in einem Wohnhaus gesehen werden, das wie ein Wohnhaus aussieht.

Das gesehen werden wollen ist nicht nur ein individuelles, sondern auch ein Gemeinschaftsbedürfnis und damit ein konstituierender Faktor für soziales Zusammenleben. Gesehen wird man von einem Gegenüber, auf dessen Urteil Wert gelegt wird.

Stolz sein wollen

Bei der Evaluation der Wohnanlage Interethnische Nachbarschaft ist eindringlich bestätigt, wie wichtig den Bewohnern ist, "ihr Haus" Freunden, Verwandten und Kollegen zeigen zu können, wenn sie voll Stolz "Hier wohnen wir" sagen können. Dann kann man von "identifizieren" sprechen. Stolz kann man sein, wenn sich das Haus von anderen irgendwie positiv abhebt. Die Möglichkeiten dafür sind eigentlich unerschöpflich.

Bei vielen Wohnanlagen können die Bewohner eigentlich nur auf ihre Wohnung selbst stolz sein. Weil die Wohnanlagen selbst kaum Gestaltqualität besitzen, konzentrieren sich die Bewohner auf die Gestaltung ihrer Wohnung. Das nimmt nicht Wunder, betrachtet man die öden und zugigen Laubengänge mit kerkerartigen Wohnungstüren oder die Simplizität der Zweispänner. Darauf kann man nicht stolz sein. Wenn man möglichst schnell seine Wohnung erreichen möchte, wenn man vielleicht sogar vermeidet, Freunde einzuladen, weil das „Darumherum“ abweisend gestaltet ist, wird soziales Leben nicht gefördert.

Verantwortlichsein

In einem Appartementhaus für berufstätige Singles ist der Hausmeister verantwortlich für den gesamten Service. Man zahlt dafür viel. In diesen Schlafhäusern gibt es kein soziales Zusammenleben, es wäre vielleicht sogar unerwünscht. Anders ist es bei Wohnanlagen, wo Menschen mit eher wenig Geld und eher viel Zeit wohnen. Vielleicht ist ein Grund dafür, dass sie sich in ihre Wohnungen zurückziehen und dem sozialen Zusammenleben ausweichen, darin zu sehen, dass ihnen keine eigene Verantwortung für das Haus zugestanden ist. Bei den Großbauten ist es in der Tat schwierig, "Raum" für Verantwortlichsein zu finden. Mit Blick auf die Architektur geht es nicht um Verantwortlichkeit etwa für einen Mieterverein, sondern um materielle Dinge: Gartenpflege, Instandhaltung von Gemeinschaftsräumen usw. Überall in den Wohnsiedlungen ließen sich solche Zonen für Eigenverantwortung finden.

Anerkennung, etwas Eigenes schaffen wollen

Das wahrscheinlich wichtigste Motiv menschlichen Handelns ist der Wunsch nach Anerkennung. Wir wünschen, dass unsere Verwandten, Eltern, Kollegen, dass – soziologisch gesprochen – das Milieu, dem wir angehören, uns Anerkennung zollt dafür, wie wir wohnen, wie wir uns kleiden, welches Auto wir fahren usw. Aus diesem Grund kommt dem Wohngebiet eine so große, existentielle Bedeutung für den Einzelnen zu. Das Wohngebiet sollte dem Lebensstil seiner Bewohner entsprechen. So boten die Wohnsiedlungen der 60er- und 70er-Jahre mit ihren Sozialwohnungen (Zugangsbedingungen) und der dazugehörigen Infrastruktur in ihrer Entstehungszeit den adäquaten Rahmen für einen gesellschaftlich anerkannten Lebensstil. Das ist heute nicht mehr der Fall.

Die größte Anerkennung erfahren wir, wenn wir etwas Eigenes geschaffen haben, was wir auch an die nächste Generation weitergeben können. Das ist als eine nahezu anthropologisch begründete Handlungsmotivation. Wahrscheinlich liegt hier auch der Grund, weshalb der Wunsch nach dem Eigenheim und dem eigenen Grund und Boden oft allen Realisierungswidrigkeiten und Rationalitätskriterien zum Trotz so groß ist.

In den größeren Wohnsiedlungen zur Miete besteht meistens keine Möglichkeit für etwas Eigenes, die Menschen fühlen sich nicht entscheidungsbefugt, und etwas Eigenes wie Wohneigentum können sie überhaupt nicht schaffen. Das soziale Zusammenleben muss unter diesen Beschränkungen leiden.

Bei Migranten spielt die – manchmal familiär organisierte – informelle Ökonomie eine große Rolle für den Prozess der Integration. Auch dafür bieten die Wohnanlagen so gut wie keinen Raum.

Respektiert sein wollen

Wer respektlos behandelt wird, wird auch anderen nicht ohne Vorurteil begegnen. Die Rede ist hier nicht von offenkundiger Diskriminierung, sondern den versteckten Fällen von Respektlosigkeit. Dazu zählt schon das Klassifiziertwerden als "Angehöriger einer Zielgruppe", z.B. "Migrant". Strukturell ist jeder öffentlichen Förderung eine gewisse Respektlosigkeit innewohnend. Wenn sich das auch noch in der Ausformung der städtebaulichen Figuration und der Architektur spiegelt, müssen sich die Bewohner als Objekte der Wohnungsversorgung fühlen. Dabei liegen gerade in der architektonischen Gestaltung zahlreiche Ansätze des Respekts gegenüber den Bewohnern, nämlich in einer von marktgängigen Standards nicht abweichenden Bauweise.

3. Schlussfolgerungen: Handlungsansätze für Integration und Identifikation beim Wohnen

Die Beispiele und die Kategorien für Integration und Identifikation zeigen, dass die städtebauliche und architektonische Gestaltung hierzu einen wesentlichen Beitrag leisten kann und dass es tatsächlich möglich ist, Planungen nach diesen Kategorien zu überprüfen. Es ist sogar relativ einfach festzustellen, ob ein neuer Entwurf oder eine Sanierungsplanung Raum bietet für verantwortliches Handeln, ob zu erwarten ist, dass die Bewohner stolz sein werden, weil es sich um einen besonders gut gestalteten Bau handelt usw.

Auf der Ebene der Stadt- und Wohnbauplanung gibt es zwei unterschiedliche Ansätze um Integration und Identifikation zu unterstützen: den instrumentellen und den strukturellen.

Der instrumentelle Ansatz

Bei dem instrumentellen Ansatz werden die Aufgabestellungen unter der Frage betrachtet, ob es Instrumente zur Realisierung oder zur Intervention gibt. Themen, für die es keine konkreten Handlungsmöglichkeiten gibt, werden pragmatischerweise ausgeblendet. Im Mittelpunkt stehen eher kurzfristig zu realisierende Maßnahmen, Reaktion auf aktuelle Missstände und Probleme.

Die Palette der in diesen Handlungskonzepten entwickelten Maßnahmen ist sehr groß, wie unter anderem die beim Deutschen Institut für Urbanistik geführte Liste der im Rahmen von "Die soziale Stadt" durchgeführten Projekte zeigt. Man spricht von "integrierten" Handlungsansätzen. Doch müsste es gar nicht so weit kommen, dass Wohnsiedlungen mit Programmen wie "Die soziale Stadt" befriedet werden müssen. Es gibt viele Beispiele, wie Wohnungsunternehmen präventiv handeln könnten.

Beispiele:

– Bevor bei einem Wohnhaus die Fassaden mit Satellitenantennen bestückt werden, könnte das Wohnungsunternehmen versuchen, die Heimatkanäle der Migranten über eine zentrale Antenne zusammen mit den deutschen Kanälen in die Wohnungen zu bringen. Da aber auch in den Heimatländern die Zahl der Sender immer größer wird, ist es kaum möglich, alle Wünsche zu erfüllen. Deshalb sollten die Bewohner in die Entscheidung einbezogen werden. Bei dem Projekt Interethnische Nachbarschaft in Wien mit zur Zeit 22 Ethnien bietet das Wohnungsunternehmen ca. 70 Fernsehkanäle an, davon etwa 30 ausländische, die bekannten zentraleuropäischen sowie Sender aus den Zuwanderungsländern. Über den Programmmix entscheiden die Bewohner selbst. Zwar wird noch der ein oder andere Sender vermisst. Aber es wird verhindert, dass das diskriminierende Zeichen "Schüssel" sichtbar gesetzt wird.

– Sauberkeit ist ein zentraler Indikator. Bei der Planung sollten deshalb Ecken und Nischen, die zu heimlichem Wegwerfen animieren, Schleusen, wo der Wind Papier und Blätter zusammenweht, vermieden werden. Man kann Bauteile aus festen Materialien und mit glatten Oberflächen wählen, die einer intensiven Benutzung standhalten. Für Fahrräder können geeignete Abstellflächen vorgesehen werden. Neben den Briefkästen kann ein Papierkorb für die unerwünschten Sendungen aufgestellt werden, und vieles mehr kann getan werden für den Eindruck eines gepflegten Hauses.

– Lärm. Schon bei der Planung kann man darauf achten, Höfe und Durchgänge und Erschließungsgänge so auszubilden, dass kein Widerhall entsteht, der die Buben gerade animiert, den Ball gegen die Wände zu donnern. Der Spaß ist besonders groß, wenn etwa hier noch Verblechungen angebracht sind. Auch Balkone und Loggien oder Dachgärten können konfliktvermeidend zugeordnet werden. Ebenso kann Lärm durch entsprechende Detailsausbildung verringert werden, z.B. durch entsprechende Materialien bei den Wänden, Decken und Böden.

– Vor allem, wenn Außenräume mit den Bewohnern umgestaltet werden, ist zu sehen, wie soziales Zusammenleben entsteht, Vandalismus abnimmt, soziale Kontrolle wieder stattfindet.

Der strukturelle Ansatz

Die sorgfältige präventive Planung und die Verbesserungen der Lebensumstände in den Wohnsiedlungen durch einzelne intervenierende bauliche Maßnahmen bringt aber oft keine auf längere Zeiträume tragfähige städtebauliche und architektonische Ausformung. Mehr als die Form, nämlich die Strukturen sind neuen Bedürfnissen anzupassen.

Dem strukturellen Ansatz liegt eine Vision vom Leben in den Wohnsiedlungen zugrunde. Die Frage: "Wie wollen wir leben" ist der Ausgangspunkt. Darauf können dann Strategien des Handelns entwickelt werden. Teilhabe ist ein zentrales Thema. Das gilt für einheimische Bewohner ebenso wie für Zuwanderer. Zu ihrer Integration schreibt die Deutsche Unabhängige Kommission "Zuwanderung": "Als politische Aufgabe zielt Integration darauf ab, Zuwanderern eine gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Leben unter Respektierung kultureller Vielfalt zu ermöglichen." Teilhabe heißt mehr als Beteiligung an formalisierten Entscheidungsverfahren, sondern umfasst reale Optionen für die Verbesserung der Lebensumstände und konkrete Wahlmöglichkeiten.

Vor solchem Hintergrund könnten für einzelne Wohngebiete strukturelle räumliche, finanzielle und sozial-organisatorische Szenarien entwickelt werden, die dann zu Handlungsstrategien führen. Die Kategorien für Integration und Identifikation sind dabei die Beurteilungskriterien. Die strukturellen baulichen und organisatorischen Grundlagen der Wohnanlagen stehen zur Disposition, also zum Beispiel die Eigentumsbildung statt Miete oder Parzellierung statt Erhaltung eines halböffentlichen "Wohnparks".

Beide Handlungsansätze, der instrumentelle und der strukturelle, könnten im Einzelfall durchaus miteinander verknüpft werden.

Literatur

Bachelard, Gaston, 1992: Poetik des Raums. Frankfurt.

Baier, Franz Xaver, 1996: Der Raum – Prolegomena zu einer Architektur des gelebten Raums. Köln.

Brech, Joachim/ Vanhué, Laura (Hrsg.), 1997: Migration – Stadt im Wandel. Darmstadt, Verlag für wissenschaftliche Publikationen.

Brech, Joachim, 2001: Über Zugang. In: Die Wohnungswirtschaft 5/2001.

Brech, Joachim, 2002: Ohne Fremde keine Stadt. In: Die Wohnungswirtschaft 5/2002.

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.): Die Rolle von Nachbarschaften für die zukünftige Entwicklung von Stadtquartieren. Bonn 1998. Arbeitspapiere 6/1998.

Eichener, Volker, 1988: Ausländer im Wohnbereich. Theoretische Modelle, empirische Analysen und politisch-praktische Maßnahmenvorschläge zur Eingliederung einer gesellschaftlichen Außenseitergruppe. Regensburg (Kölner Schriften zur Sozial- und Wirtschaftspolitik).

Geschäftsstelle der Unabhängigen Kommission “Zuwanderung”, Bundesministerium des Innern, 2001: Zuwanderung gestalten, Integration fördern. Bericht der Unabhängigen Kommission “Zuwanderung”. Berlin (www.bmi.bund.de).

Siebel, Walter, 1997: Die Stadt und die Fremden. In: Brech, Joachim/Vanhué, Laura (Hrsg.): Migration – Stadt im Wandel. Darmstadt. S. 33 - 40.

Siebel, Walter, 2001: Segregation und Integration. Voraussetzungen für die Integration von Zuwanderern. In: Schader-Stiftung (Hrsg.): WohnWandel, Darmstadt.

Vereinigung der Stadt-, Regional- und Landesplaner e.V. (Hrsg.), 1986: Renaissance der Gestalt im Städtebau? Haus – Hof – Straße. Bochum.